



Berlin, den 17. August 1901.

Kaiserin Friedrich.

Wie von den Eisgipfeln einer fremden Tragoedienwelt wehte es her, als in die schwüle Alltäglichkeit die Botschaft fiel, des Deutschen Kaisers Mutter müsse nun, müsse sterben. Vängst war, über ein Jahr schon, bekannt, daß ihrer Lebensstage Dauer nur knapp noch bemessen sei; und im Frühling wurde geflüstert, die Leidende werde die Blätter nicht mehr welken sehen. So lange Gewißheit stumpft sonst den Sinn; und daß einer Kaiserin Tochter, die Witwe eines Kaisers und eines Kaisers Mutter zu sterben kommt, hört die Menschheit meist ohne Schauer. Es war auch nicht der Gedanke: da kämpft ein flackernder Wille wider eine Krankheit, deren zerstörende Kraft er genau kennt, deren sachtcs bald und bald schnelles Vorschreiten er unter qualvollem Mühen erforscht, am Lager des Liebsten beobachtet hat. Die Kronprinzessin Viktoria hatte die unzwingbare Gewalt, die völlig noch nicht enträthselte Tücke des Krebsleidens fürchten gelernt und kein kleinster Zug war im klinischen Bild dieser Krankheit ihr fremd geblieben; die Witwe des Kaisers Friedrich sah sich, fühlte sich sterben, mochten die Aerzte ihr hundertmal mit lächelnder Lippe sagen, sie täusche sich über ihres Leidens Wesen. Das zu bedenken, war traurig. Tragisch aber stimmte der Blick auf das Menschenschicksal, das da vollendet ward. Mit der Wucht einer im höchsten, amoralischen Sinn gerechten Tragoedie packt uns dieses Schauspiel: wie ein starker Wille an den Schroffen rauher Wirklichkeit zerschellt. Wer es erlebt, verlernt für eine Weile das Lachen. Und war solchen Schicksals Schauplatz ein Kaiserschloß, umkrallte der Wille der Menschheit große Gegenstände, dann

überläuft den Betrachter und ihm ist, als habe sein scheuer Bürgertritt sich in die fremde Schreckenswelt tragischer Dichtung verirrt und als solle er, der kleine Geschäftsmann, in dessen Leben bisher vielleicht ein Bankbruch die tiefste Furche gezogen hatte, zwischen Jolastes das Blut schändendem Mann und Macbeths bleichem Gemahl an der Prunktafel sitzen. Das ist nicht die Stimmung neudeutscher Hochzeitklage, neudeutschen Reichenjubels. An die Heldin des einstweilen letzten deutschen Dichters, der mit dem großen Blick eines ahnenden Auges die Germanenwelt schaute, an Hebbels Kriemhilde wird die Erinnerung wach, an die im schwarzen Wittwenschleier einem Gedanken, einem fortschwälenenden Wunsch nur Vermählte, die den Tod ihres Gatten starb, dem selben Verhängniß erlag wie der nach dem Sieg friedlich vertrauende Recke. . . Doch schon hören wir von Husaren, Gendarmen, Patrouillen, von abgesperrten Gärten, weiße ergrübelter Kleiderordnung und befohlener Trauer. Schnell finden wir uns nun zurecht: daheim sind wir, im neusten Deutschland, nah bei Phrasieren und Dekorateurs; die Tragoedienstimmung zerflattert und in wunderloser Welt verlernen geschwind wir das Wandern. Lesen, ohne daß uns die Wimper zuckt, was wir über jede Fürstin und jeden Prinzen, jeden Heerführer und Mandarinen in Nekrologen noch lasen: ausgezeichnet durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und Geistes, eine lichte, flecklose Hochgestalt, der Liebe nur, eitel Liebe das letzte Geleite giebt. Sorgsam werden die Male der Menschlichkeit ausgekratzt; und wo eines Menschenfußes tieferer Eindruck nicht gleich weichen will, da wird säuberlich geharkt und aus voller Hand Kies gestreut: *de mortuis nil nisi bene*. So wird die Semeleschnjucht des Volkes gestillt, nur Götter zu lieben. Leider sind die Götter tot; und nach kurzem Weilen in neugieriger Betrachtung scheidet das Volk von ihnen und nimmt nicht einmal ein Andenken mit. Früher wurde ihm an dynastischen Feiertagen, hellen und dunklen, frisch geprägte Münze zugeworfen, die der Vater dem Sohn hinterließ; jetzt streuen an Triumphbogen und Paradebetten die Säckelmeister nur noch abgegriffene, fettige Scheidemünze unter die Menge, — gerade genug, um in der nächsten Schänke das „stille Glas“ zu bezahlen. Aus geistloser Vergottung und dem grauen Elend des Bierrausches entsteht keine Tragoedienstimmung.

Und dennoch: die Schatten der großen Tragoedienweltichter lassen sich diesmal nicht so leicht bannen. In erstem Schwarz drängen die starken Weiber, die dem Hirn der Hellenen, des Angelsachsen und des Friesensprossen entsprangen, an die gepukte Bahre und rufen die tote Kaiserin aus leerem Prunk in ihren gemessenen Reigen. Und Gunthers Schwester spricht das erste

Wort, die, um im Mann ihrem Trachten das Werkzeug zu schaffen, sich, als Siegfried gemordet war, von Egel umarmen ließ. Die Frau des Kaisers Friedrich hat ein Priemhildenschiedsal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien sie um ihres einzigen Sehnsens Erfüllung betrogen; und als ihr Lebenswunsch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.

* * *

Raum sehr verschieden von einer Heunenhorde konnte der Britin das Preußenvolk scheinen, in dessen Hauptstadt Prinz Friedrich Wilhelm sie an einem Februartage führte. Man schrieb 1858, sprach von finsterster Reaktion und hatte stöhnend eben Olmütz erlebt. Ein sehr tapferes, aber noch ganz unkultivirtes Volk, politisch auf der Stufe hilfloser Kindheit, wirthschaftlich unentwickelt, mit dem Ruf unausrottbarer Noth, zum Hochmuth vor dem Fall noch geneigt, doch ohne die ruhige Sicherheit nationalen Stolzes, — ein armes, rückständiges Volk, das der Engländer lächelnd verachtete und dessen hellste Köpfe in blindem Glauben alles Britische anbeteten. Das große Geheimniß war noch nicht enthüllt: noch galt Britannien als Hort der Freiheit, als Heimstätte von keiner Schranke beengten Menschenrechtes. Viel später erst, als Marx gehört war und Bucher aus der Schule des Parlamentarismus geplaudert hatte, kam das Festland allmählich dahinter, daß hier nicht der Freiheit und dem Naturrecht des Menschen ein sauberer, lichter und lustiger Palast errichtet, sondern die dem Bedürfniß einer jungen Industrie und eines alten Weltgroßhandels genügende staatliche Institution geschaffen war, eine neue — oder mindestens modernisirte — Form nur sozialer Knechtschaft, daß nicht Rousseau hier, sondern Hobbes die Geister beherrschte. Damals wirkte der schlaue Zauber der Cobden, Gladstone und Bright noch, war der Bereich des Union Jack noch das Gelobte Land und der Seligen Insel. Und hatte dieses Land nicht wirklich Vieles voraus, von der Magna Charta bis zu den großen Waschschüsseln? Alles mußte der jungen Fürstin in ihrer neuen Heimath mißfallen: die mangelhafte Körperpflege — ein Bad war für den preußischen Bürger im Winter damals ein Erlebnis —, die dem Engländer heute noch auffallende Fülle der fetten, häßlich greisenden Leiber, das niedere Niveau der politischen Erörterungen, die reizlose Armseligkeit aller Verhältnisse. Wo waren da die Wiesen, auf deren üppigem Grün auch die Kinder der Armut sich fröhlich tummeln und für den Lebenskampf stählen, wo die ganze Tage freiwilliger Muße füllenden Riverfahrten, die Schwaaren gut gekleideter, Jahrzehnte lang soignirter

Männer und Frauen, die nicht im Hydepark nur, nein, auch in englischen Provinzstädten täglich zu sehen sind, wo im Haus dieser bald brüllenden, bald flennenden Abgeordneten die guten alten Westminsterfitten? Ein kleiner, schmutziger Fluß, enge Straßen mit offenen Kinnsteinen, im Weichbild der Städte selten ein grünes Fleckchen, kleine Kaufleute, die vor jedem Waffenrock scheu den Blick niederschlugen, und ein dem Briten unbekannter Götzendienst vor den Priestern und Rüstern sogar des Staates, vor dem ganzen Troß der löblichen und hochwohlloblichen Beamtschaft. Wie im Lande der Barbaren eine Kulturbringerin, mußte die Prinzessin Viktoria sich fühlen; und so wurde sie von allem in seiner Qual noch nicht völlig verstümmten Volk auch begrüßt. Lange hatten die Engländer den Prinzen Albert von Koburg warten lassen, ehe sie ihm die dem prince-consort gebührende Ehre erwiesen, ihm sein fatherland und die kleindeutschen Manieren gnädig verziehen. Und dieses Prinzen Tochter wurde, als sie sich zum ersten Mal der berlinischen Intelligenz zeigte, wie des höchsten Heils Spenderin umjubelt, nicht, trotzdem, sondern, weil sie eine Fremde war, weil sie aus dem Lande der Erbweisheit ohnegleichen, dem Ayl der um ihres Glaubens willen Leidenden, der weltberühmten Riesenfabrik allen Volksglückes kam. Diese inbrünstige Bewunderung der Herrlichkeit Albions einte die politisch geschiedenen Schichten der Hauptstadt. Der irre König war in gesünderen Tagen überjelig gewesen, wenn die erlauchte Base ihm einen huldvollen Gruß über den Kanal winkte, und hatte sich als Taufpathe in London so beklommen gefühlt wie der kleine Handwerksmeister im Speiseaal des Millionärs. Der Prinz von Preußen hatte als Flüchtling drüben Schutz gefunden und dachte in dankbarem Gemüth des Koburgers, wie eines sehr reichen, sehr weisen Verwandten, der, wenn Noth am Mann ist, gütig auch für arme, nicht allzu reputirliche Familienmitglieder sorgt. Und Alles, was auf moderne Bildung Anspruch machte, schwärmte für Großbritannien, das festeste Bollwerk gegen Tyrannenmacht, den selbstbewußt sich sonnenden Walfisch, den im Osten sogar der Eisbär fürchten gelernt hatte, und schob und quetschte sich dicht an den Brautwagen, in dem der Segen einzog. Auf den seidenen Kissen aber saß ein achtzehnjähriges Mädchen, ein englisch erzogenes Fräulein mit gutem Ohr und klarem, nüchternen Auge. Sofort mußte sie fühlen: hier heißt man nicht Dank dafür, daß Dir der Weg zu einem an Ruhm reichen Thron, dem Thron Frigens, geöffnet wird; hier sammelt Verzückung Dankgebete zum Himmel hinauf, weil Du, eine Britin, der Angelnkönigin älteste Tochter, die Gnade hast,

unter Preußen zu wohnen, in Gnaden verheißest, einst über Preußen zu thronen. Mußte die von solchem Winkeln Empfangene sich nicht mit dem ganzen Stolz ihres England umgürten?

Sie thats; und blieb dem Volke immer die „Engländerin“, wie Marie Antoinette den Bewohnern von Frankreich und Navarra immer die Autrichienne gewesen war. Doch die für die Sprache der Thatsachen taube Bewunderung großbritischer Herrlichkeit währte nicht ewig. Auf 1858 folgte 64, 66, 70, auf Olmütz Düppel, Königgrätz, Sedan. Der Nationalstolz der zu unzerstörbar scheinender Einheit zusammengeschmiedeten Deutschen regte sich wieder, nach langem Schlaf, und in einem von Mörchingen bis Memel gesungenen Lied wurde Deutschland „über Alles in der Welt“ gestellt. Staunend hörten es ringsum die Völker; keins von ihnen hatte in Singen und Sagen sich je zu solchem Selbstbewußtsein verstiegen. Und nun erwachte auch das Mißtrauen gegen das Fremde, dem jungen Nationalempfinden Gefährliche, gegen Franzosen, Polen, Engländer, Juden. Deutsch wollte man sein, ganz deutsch „bis in die Knochen“; und die Altpreußen, in deren Adern so viel wendisches Blut fließt, geberdeten sich als die Deutschesten der Deutschen. Die Kronprinzessin fühlte mit feinen Nerven das Nahen des neuen Windes; sie wußte, warum sie ihren Mann — der unter vier Augen doch zum Pastor von Bodelschwingh recht harte Worte über Sem's Söhne gesprochen hatte — zum strengsten Tadel der antisemitischen Bewegung trieb. Der Boden, der unter dieser Bewegung dröhnte, war auch für sie ein unsicheres Gelände. Sie durfte, gerade sie, nicht dulden, daß der Deutsche nach seiner Abstammung gefragt und gewogen werde; denn sie wollte Engländerin sein, Engländerin bleiben und sah selbst mit geschlossenem Auge die lauerten, zweifelnden Blicke fanatischer Urteutonen auf sich gerichtet. Spricht sie nicht Englisch, nennt sich Wicky, den ältesten Sohn William oder Willy? Zieht sie nicht englische Geistliche, Künstler, Gelehrte, Diener in ihre Nähe? Trägt sie nicht Kleider nach englischem Schnitt? Trinkt sie nicht im drawing room Thee, statt nach deutscher Hausfrauensitte in der Guten Stube bei der Kaffeekanne zu sitzen, und läßt von englischen Köchen Cake, Pudding, Jam und Pie bereiten? Sogar der Spargel soll bei ihr grün auf den Tisch kommen; und im ganzen Hause hört man kaum jemals ein deutsches Wort. Und Das ist der Hausstand unseres Fritz, des blonden, blauäugigen Hohenzollern, dem Jeder gleich ansieht: made in Germany . . . So ging es von Mund zu Mund; und Böseres wurde in gespitzte Ohren gezipfelt. Die liberale Aera hatte einen beträchtlichen Theil der britischen „Freiheit“ gebracht, der deutsche

Bürger war zu Geld und Ansehen gekommen, er fühlte sich und fing zu fürchten an, die Engländerin könne ihm die Dynastie verderben, die er rein deutsch wollte, wie in ihren nürnbergger Jugendtagen. Vergebens mühte die Kronprinzessin sich, als emsige deutsche Hausmutter in Bornstedt, Potsdam, Berlin sich der Menge zu zeigen, in Volkstüchen zu klettern, in Bazaren kleine Leute mit volksthümlichen Schlagwörtern zu bewirthen, die Thür zur prinzlichen Kinderstube weit zu öffnen und ein angeblich altdeutsches Kunstgewerbe aus der Kumpfkammer zu zerren: der Liebe Müh war umsonst; sie blieb, trotz dem deutschen Vater, die Engländerin.

* * *

Neben dem ersten Gatten ruht sie nun in der Friedenskirche, die der Lebenden Fuß, seit sie den Witwenschleier ablegte, kaum noch betrat. Was am offenen Sarg verschwiegen ward, darf jetzt gesagt werden. Der Volkssinstinkt hat diesmal nicht geirrt: Viktoria von Preußen blieb, auch auf dem Thron des Deutschen Kaisers, die Engländerin. Das soll kein Vorwurf, soll noch weniger Nachwurf oder Herabsetzung ihres Werthes sein. Rühmen muß man vielmehr die Frau, die stark genug war, ihres Stammes Art unverfehrt zu bewahren, und klug genug, sich nicht von der nährenden Wurzel zu lösen. Daß Blut dicker als Wasser ist, haben wir in neuerer Zeit oft gehört; doch auch der ganz besondre Saft zeigt sich nach Gewicht und Mischung dem prüfenden Auge verschieden. In dem Ehebund, der Viktoria und Albert vereinte, war die Frau stärker als der Mann, die für den Thron geborene Britin stärker als der unsinnig überschätzte Phrasier aus Koburg, der es so eilig hatte, sich seiner Rationalität zu entkleiden, mit allen Mitteln bewußter mimicry den Peers und Prinzen von England ähnlich zu werden. Das Schauspiel ist leider nicht neu: in Schaaren anglisiren und amerikanisiren sich der Heimath entfremdete Deutsche; Niemand aber sah noch einen Briten oder Yankee, der Deutscher wurde, ein Deutscher auch nur scheinen wollte. Das wird erst anders sein, wenn der Deutsche eine Kultureinheit erworben hat, deren Tradition das ganze Feld seines Empfindens tränkt; einstweilen bleibt er nur da deutsch, wo er sich schroff gegen Fremdes abschließt: in Böhmen und Siebenbürgen, an der Wolga und in den brasilischen Dorfkolonien. Der Kronprinzessin von Preußen war — jeder Blick auf ihre Nachkommenschaft lehrt es — das welfisch-koburgische Vatererbe nicht vorenthalten; doch mit kräftigerem Schlag pochte in ihren Adern das Britenblut. Gewiß meinte sie es gut mit dem Land ihrer Kinder, aber sie sah es von außen, als eine

Zugereiste, der keine Schwäche und kein sauler Fleck entgeht, nicht mit der zärtlichen Befangenheit des Eingeborenen, der aus der Mutterbrust Liebe zum Mutterland sog. Und darf man ihr, die 1840 im Buckingham-Palast geboren war, verdenken, daß es ihr schwer wurde, sich in den Gedanken zu schicken, das Deutsche Reich habe als Staat das selbe Recht, habe auf dem Erdball die selbe Macht wie Großbritannien? Während sie erwuchs, gab es kein Deutschland, keinen faßbaren politischen Begriff, den dieser Name deckte; und Preußens seit Jena verschleierte Stimme wurde in London wie eines lästigen Hündchens Gebell überhört oder höchstens wie eines armen Verwandten Flehen mit Gönnermiene vernommen. Als dann die großen Tage der deutschen Kämpfe kamen und dem blutenden Schoß lange geschiedener Stämme unter Kanonendonner das Reich entbunden ward, glaubte Viktoria, auch dieses junge Geschöpf müsse nach den bewährten Rezepten englischer Pädagogie erzogen werden, wie andere Kindlein von einer nursery governess. Das würde ihm frommen, ihm und der Dynastie. Denn die Britin konnte nur lächeln, wenn man ihr sagte, Englands Herrscher seien ohnmächtige Schattenkönige. Sie hatte gesehen, was ihre Mutter vermochte, ob Peel nun, d'Israeli oder Gladstone unbeschränkt die Geschäfte zu führen schien, und wußte, daß seit der Stuartzeit und länger jeder Starke auf Englands Thron, trotz dem parlamentarischen Spul, sich, seines Willens Summe, durchgesetzt hatte. Für die Nothwendigkeit organischer Entwicklung fehlte ihr, wie den meisten Frauen, völlig das Verständniß. Warum sollte man das Gute nicht nehmen, wo man es fand, warum nicht nach Deutschland importiren, was im Inselreich als nützlich erprobt war? Wie sie zu unheilvollem Leben ein Kunstgewerbe erweckte, das keinem Bedürfniß der Deutschen von heute entsprach, für den „altdeutschen“ Tand der Täfelungen, schwer beweglicher Sessel, Schränke, Truhen schwärmte, die in Renaissance-schlösser, nicht in die enge Zufallswohnung moderner Nomaden taugten, so meinte sie auch, das Deutsche Reich britisch möbliren zu können, und bedachte nicht, daß auf dem Boden und unter dem Himmel, wo seit Jahrhunderten Kiefern wachsen, nicht von heute auf morgen Bananenfrucht zu ernten ist. Was wider den englischen Strich ging, ärgerte sie. Weil in England — auch ehe der siebente Eduard seinen Kraftrest auf das Ergräbeln neuer Pompbräuche und Nummerereien verwandte — der ehrwürdige Plunderprunk mittelalterlichen Ceremonials stets einen breiten Raum einnahm, wollte sie den Segen solcher Sitte auch dem Land ihrer Kinder sichern. Unlösbar sollte das neue Deutschland dem alten Heiligen Römischen Reich

Deutscher Nation verbunden sein. Deshalb wollte sie den Kaisertitel, das ganze Gepränge verblichener Kaiserei, eine Krönung im Stil der Elektorentage; deshalb ließ sie den Lehnsherrnstuhl der alten Sachsenkaiser in den versäulter Spiegelsaal schieben. Weil in England zwei Parteien, als gleichberechtigte Vertretungen von nobility und gentry, einander in der Regierung ablösen, begriff sie nicht, warum im preußischen Deutschland nicht endlich einmal auch die Liberalen regiren sollten. Sie kannte ja diese deutschen Liberalen; an ihnen, Kaufleuten, Industriellen, Technikern, unbefriedigten Politikern, deren Geschäftstendenz und Mißvergnügen eine Entwicklung nach englischem Muster wünschen mußte, hatte die unter Altpreußen vereinsamte Kronprinzessin die stärkste Stütze gefunden; bei ihnen nur war sie wirklich beliebt, war sie noch nach dem großen Krieg eine Hoffnung. Diese Leute — eine kluge Frau konnte es nicht verkennen — waren der deutschen Krone nicht gefährlich; mit ihnen ließ sich noch bequemer als mit den Junkern regiren; sie würden zufrieden sein, wenn man sie streichelte, und, durften sie nur erst an den Hof, ins Offiziercorps und in die hohen Verwaltungsstellen, niemals wider den Stachel lösen. Und waren sie der verärgerten Stimmung unfruchtbarer Opposition entrißen und fühlten, aufathmend, die Sonne, im Rath des Königs zu sitzen, dann war der Bann gebrochen, der seit den vierziger Jahren über dem deutschen Norden lag. Dann konnte von jungen Händen das neue Haus ausgebaut, die Halle geweitet, mit Licht und Luft jeder Winkel gewärmt, erhellt werden; und wo gestern noch morsches Gerümpel trübselig „himmlisch“ sagte: „wärd' den morgen“ ist „Wiegen“ o'ghen, so grün wie der Hespermond, so sorgsam gepflegt wie am Fuß des Witwensteins der Isle of Wight. Die Losung würde dann lauten: Jedem Verdienst seinen Rang, jedem Rechtsanspruch Erfüllung! An die Stelle der sinnlos und nutzlos gewordenen Erbfreundschaft mit rückständigen Moskowitern würde der Bund zweier stammverwandten Nationen treten, in dem England der lenkende Kopf, Deutschland der starke, bewaffnete Arm wäre und dem keines Weißen Zaren Gewalt fortan Etwas anhaben könnte. Dann würde Viktoria an Friedrichs Seite über ein freies und frohes, ein in rüstiger Arbeit den Nationalreichtum mehrendes Volk als vergötterte Kaiserin herrschen

Herrschen! Es war die große Hoffnung der politisch ungemein begabten Frau. Im Sinn dynastischer Rangordnung war ihre Heirath keine „gute Partie“ gewesen, war die Britin ins Preußenhaus herabgestiegen; doch diese

Ehe stellte eine wichtige Aufgabe. England hatte es mit Preußen ja immer sehr gut gemeint, in Georgs wie in Castlereagh's Tagen, beim Raftatter wie beim Pariser Frieden, und meinte es noch zur Zeit der beginnenden deutschen Auseinanderetzung mit ihm gut. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, um bei Alberts erstem Sohn, dem jetzigen König von Engelland, Pathe zu stehen, mit dem von Cornelius gezeichneten Glaubensschild nach London kam und andächtig in Sankt Pauls Kathedrale kniete, wurde er eindringlich, in magistralen Ton, über seine Pflichten belehrt. Er solle, sagte die Presse, sagte Lord Brougham im Oberhaus, sich an britischer Monarchenweisheit ein Beispiel nehmen und schleunigst die schon vom Vater verheißene Verfassung geben. Solche Sorge für das Wohl der Borussia war rührend; nur sind wir, die den englischen Lärm über bulgarian und armenian atrocities erlebt haben, gar nicht mehr dankbar dafür. Denn wir wissen: England kümmert sich nur um das Schicksal der Völker, die es als Schutzwehr gegen Rußland brauchen zu können hofft; diese Völker will es mit modernen Einrichtungen beglücken und so mehr und mehr dem Moskowiterthum entfremden. Preußen, das von den Thaten Friedrichs und Blüchers her den Nimbus des Waffenruhmes bewahrt hatte, konnte das Schwert Englands auf dem Kontinent werden; dazu war eine Entwicklung nöthig, die den Hohenzollernstaat aus der russischen Freundschaft riß. Noch war, nach Revolution und Reaktion, im Grunde Alles beim Alten geblieben und englische Publizisten konnten spotten, Berlin und Potsdam röchen nach Zuchten. Das mußte anders werden, wenn eine Königin britischen Geblütes das Volk aus feudalen Banden befreite. Und lange konnte es nach Menschenermeissen nicht währen, bis Victoria den Preußenthron bestieg. Der König unheilbar krank, der Prinz von Preußen alt und unbeliebt: die ersehnte Stunde mußte bald schlagen. The readiness is all. Friedrich Wilhelm, der ja wirklich bald Kronprinz hieß, mußte von den Anglophilen gestimmt werden, den Stockmar, Bunsen und Genossen, mußte überall sich zu liberaler Gesinnung bekennen und, ob es auch gegen jede preussische Tradition verstieß, offen sich gegen vom Vater verfügte Maßregeln erklären. Er liebte den Prunk und sollte schlicht bürgerlich scheinen; er war sehr stolz und mußte herablassend, leutjälzig sein. Sollte und mußte. Denn dieser schöne Mann, der Wuchs und Haupt eines germanischen Kriegshelden hatte, war im Verhältniß zur Frau von holder, liebenswürdiger Schwachheit. Sie sein nennen zu dürfen, empfand er als ein unverdientes Glück; ihre Abkunft, ihren Geist, am Meisten wohl ihren unbeugsamen Willen bewunderte er mit früh und spät dankendem Ausblick des sanften

Augeß; was sie that, war wohlgethan; daß sie, die beste Gattin und Mutter, verkannt und verletzert wurde, kränkte ihn tief; und um ihr vor der Nachwelt den Maecenatenruhm zu retten, scheute der sonst so selbstbewußte Königsjohn nicht die Bitte, Gustav Freytag möge ihr die Romanreihe der „Ahnen“ widmen. So herrschte sie im Haus; und das Verhältniß dünkte Viktorias Tochter natürlich, die, wie Maria Theresias glückloses Kind, das Beispiel der Frauenherrschaft von Jugend auf vor Augen gehabt hatte. Und sie wartete, bis ihrem Herrscherwillen der Kreis weiteren Wirkens sich öffnen würde.

Sie verlor ihre Zeit nicht. Die Kinder erzog sie nach ihrem an britisch-koburgischen Mustern gebildeten Wunsch. Das home hielt sie, trotzdem die Mittel knapp waren und der Schwiegervater in Geldsachen keinen Spaß verstand, in vorbildlicher Ordnung. Und geräuschlos schuf sie sich eine Gemeinde, eine Schaar Hoffender, die ihrer Standarte folgten. Den Play der still frondirenden, leise liberalisirenden Prinzessin, die an keinem Hofe fehlen darf, hatte sie schon besetzt gefunden. Aber Augusta, der „Feuerkopf“, wie ihr Mann sie feuzend zu nennen pflegte, war doch gar zu unmodern, zu kleindeutsch-weimarisch, zu sehr im Bann der üblichen Kronprinzenpolitik. Thronerben — und mehr noch deren Frauen — sind nach dem ersten Blick in die Schwarze Küche der Politik stets von grauem Entsetzen gepackt; sie begreifen nicht, warum es da so unjauber zugehen müsse, und lernen erst allmählich erkennen, daß auch den Völkern ohne zer Schlagene Eier kein Kuchen zu backen ist und der Politiker sich begnügen muß, nach Goethes Machiavallirath hinterdrein die Hände zu waschen. Das hat Augusta unter der Krone rasch eingesehen und seitdem eigentlich nur noch ihrem Groll gegen des ihr verhaßten Ministers Gewalt Lust gemacht; sie war habsburgisch, als Bismarck den Kampf gegen Oesterreich nicht länger vermeiden durfte, schwärmte für französisches Wesen, als er das Empire niederzwang, und überließ sich katholisirenden Neigungen, als der Kulturkampf den Protestantismus endlich wieder zum Protestiren trieb. Einen festen Regentenplan, eine politische Weltanschauung hatte sie nicht; sie wollte nur mitrathen und ärgerte sich leicht; und wenn sie übergangen wurde und ärgerlich war, bebte am Friedrichsdenkmal, in Koblenz und Babelsberg der Boden. Viktoria war von ganz anderem Schlag; der an Körper und Geist robusten Engländerin war die Methode der Schwiegermutter so wenig sympathisch, wie deren in nervösem Flackerfeuer fränkelnde Persönlichkeit. Sie wollte wirken, wollte nicht den Schein, sondern die Macht selbst, die glanzlose Macht als Mittel zu ihrem Lebenszweck.

Sie sah um sich. Was fehlte in Preußen? Das Nächste: jegliche Intimität des Herrscherhauses mit den die Zeit determinirenden Kräften. Der alte König war Soldat, fühlte sich unter Gelehrten und Künstlern nicht behaglich und Augusta sprach zwar gern von Goethe, dessen Hand noch auf ihrem Kinderhaupt geruht habe, hatte den Marlen aber kein augustisches Alter heraufgeführt. Da war Raum für den Bethätigungdrang der Kronprinzessin. Ihren Kunstgeschmack preist heute nur noch Byzanz und die Progenwelt der Parvenus, die sich unter Renaissancemöbeln als Schloßherren fühlten; sie liebte die glatten Schönpinselereien der Angeli und Berner und beschwor den Kunsthändler Gurlitt, Lenbachs Menschenbild ihres Mannes nicht der Menge zu zeigen, weil es „zu häßlich“ sei. Sie hatte, als Dilettantin in allerlei Künsten, den rechten Respekt vor der Kunst verloren, wollte die Meister meistern und machte ihnen mit Vorschriften und Korrekturen das Schaffen schwer. Dennoch muß man dankbar daran denken, daß sie zum ersten Mal wieder Künstler an einem Hohenzollernhof heimisch werden ließ. Und sie zog die ersten Gelehrten, die Helmholtz, Virchow, Dubois, in ihre Nähe, verstand überhaupt, die kantigen Härten der Militärmonarchie unter Blumen zu bergen und eine anregende Atmosphäre freieren geistigen Lebens um sich zu verbreiten. Nie drang sie bis zu den Wurzeln sozialer Rechtsfragen, nie bis zum ernsten Ziele der Frauenbewegung vor. Immerhin aber hat sie vielfach den richtigen Sinn für das in einer bestimmten Zeit Nothwendige bewiesen. Sie kannte die Macht klingender Worte, sprach öffentlich stets in gutem Deutsch und hat sicher an Friedrichs schönem Landestrauererlaß, an Gesslens Entwürfen zu den ersten Kaisergrüßen an Volk und Heer mitgearbeitet. Das Interesse gebot ihr, den Wünschen der modernen Elemente entgegenzukommen. Da von den Trümpfen, auf die sie gerechnet hatte, die meisten inzwischen schon ausgespielt, die deutschen Stämme geeint, die Wahlstranken gefallen, der Industrie in Nord und Süd Hochburgen entstanden, dem Nationalreichthum neue Quellen eröffnet waren, sollte man wenigstens wissen: unter Viktorias Szepter werden die Wissenschaften, die Künste blühen, wird es auch für den Bürger, den geistig Arbeitenden eine Lust sein, im preussischen Deutschland zu leben. . . Dreißig Jahre lang hat sie an dem Thron gebaut, der ihren Plan tragen sollte; dreißig Jahre lang hat sie der Schicksalsstunde geharrt. Wer wirft den Stein auf die Frau, die ungelübt wurde, weil ihr starker Gedanke sich nie zur That rüsten durfte?

Die Steine blieben ihr nicht erspart. Und wer allzu lange warten muß, wird doch gar leicht ungeduldig. Von Jahr zu Jahr wurde ihre Freude an der deutschen Entwicklung geringer, bis schließlich nichts ihr mehr gefiel und sie — und mit ihr der Mann — der Politik Wilhelms und Bismarcks völlig entfremdet war. Sie fürchtete, der Acker, auf dem sie säen wollte, könne verbaut, ihres Hoffens Ernte vernichtet werden, und hehlte ihre Bekümmerniß nicht den Getreuen, die wispernd jedes Wort aufsteigenden Unmuthes weitertrugen. Dann sah sie neben sich den Mann vergehen, in dem sie nicht den Gatten nur und den Vater der Kinder, nein: auch ihres Herrscherwillens Vollstrecker liebte. Keine Täuschung war möglich; er mußte sterben. Und dem Arzt, den die Herzensangst der Frau aus der Inselheimath rief, war, wie dem pathologischen Anatomen, der ihn unterstützte, eine politische Aufgabe gestellt; an Heilung war, als das Krebsleiden fühlbar wurde, nicht zu denken, aber das Leben des Leidenden konnte gefristet werden. Der Kronprinzessin lag gewiß nichts daran, eines Sterbenden Kaiserin zu sein, und es ist thöricht, ihr persönlichen Ehrgeiz nachzurügen. War es nicht für unser inneres Erleben, für die ganze Genesis des Deutschen Reiches segenvoll, daß auf Wilhelm, wenn auch für kurze Tage nur, Friedrich folgte, daß diese Hoffnung des jüngeren Geschlechtes und der dem preussischen Wesen mißtrauenden Deutschen nicht ungekrönt ins Grab sank? Oder möchte Einer im Speicher des Erinnerns die Gestalt des Kaisers missen, dem der Märker Theodor Fontane auf die Gruft schrieb:

Du kamst nur, um Dein heilig Amt zu schaun,
 Du sandst nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
 Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken, —
 Du sandst nur eben Zeit noch, zu beglücken?

... Die Tochter der Britenkönigin war nie schön gewesen. Jetzt, in den Tagen schwersten Kammers, schien der verhärmte und doch von der Sonnenkraft Sieg heischenden Wollens durchleuchtete Kopf beinahe schön. Neben dem hageren, ergrauten, fahlen Mann, der nicht mehr sprechen, nur gütig noch blicken konnte, sah die Frau; und aus dem stählern glänzenden Auge schaute ein ungebrochener, zum Aeußersten bereiter Wille in die lenzlich geschmückte Welt. Und die selbe unbeirrbare Entschlossenheit im dunkleren Blick des schwarzgekleideten Arztes, dessen gelbes Clerghmangeficht lauernd aus den Rissen des nächsten Hofwagens spähte. Durch den Park von Sanssouci fuhr der sorgenvolle Zug, nach Bornstedt, in den Neuen Garten, nach Alt-Geltow; einmal gings gar bis nach Berlin. Das Volk sollte den Kaiser sehen.

Wenn er in Charlottenburg oder Friedrichskron verborgen blieb und draußen Jubelkrufe den Kronprinzen Wilhelm an der Spitze der Truppen grüßten, mochte die Britin an Shakespeares vierten Heinrich denken, der beim letzten Erwachen die Krone auf des Sohnes jungem Haupt fand. Und Kaiser Friedrich hob die Hand an den Helm und blickte freundlich wie ein Gutesender . . . Dann tagte der Junimorgen, wo am Saum des Wildparkes die Purpurstandarte sank und, wie eben wieder in Kronberg, das Totenhaus von Reitern und Schutzmansschaft umzingelt wurde. Ein paar Stunden später mußte Sir Morell Mackenzie vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Heiß brannte die Sonne. Viktoria war Witwe geworden.

* * *

Als Bismarck vom Schloß her, im weißen Koller der halberstädtler Kürassiere, der Wildparkstation zuschritt, rannen ihm die dicken Thränen über das erhigte Gesicht. Als Viktoria, allein, mit den Töchtern oder dem Grafen Seckendorff und einem Lakaien, im englischen Witwengewand wieder unter die Menschen trat, war ihr Auge trocken, die Haltung straff, im Blick noch der alte Wille. Die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschickes hatte sie getragen; die Steinwürfe der Menge, die mehr als je in ihr die Fremde sah und ihr, der Engländerin, einen Theil der Schuld an Friedrichs frühem Scheiden zuwälzte, waren an dem Erz ihres Wollens wirkungslos abgeprallt. War die kleine schwarze Frau stärker als der weiße Riese?

Vielleicht. Wer für eines großen Reiches Schicksal die Verantwortung trägt, an jedem neuen Morgen aus neuen Möglichkeiten das Nothwendige wählen, mit neuer Kunst und List das Nothwendige möglich machen muß, Der kann nie so stark, so unbeirrt sicher sein wie Einer, der, ohne die Last der Verantwortlichkeit mit sich zu schleppen, nach einem vorbedachten Plan handelt und, was auch geschehen mag, ans Ende der Willenslinie den Weg sucht. Hilde Wangel ist stärker als der Baumeister Solneß, den in Lyfjanger doch das schwindlige Gewissen noch nicht schwächt; aber nur die Baumeister schaffen Häuser für einen Gott und Heimstätten für Menschen. So stark wie die Princess Royal von Großbritannien war selbst Bismarck erst, als ihm des Amtes Bürde genommen war. Da erst durfte auch er sich den Luxus gestatten, unbekümmert um Sonnenschein, Sturm und Schnee wie Albas Philipp seinen Willen zu wollen.

Er hat während der letzten Lebenstage sehr freundlich von Friedrichs Witwe gesprochen. Eine kluge Frau, mit der er vorzüglich fertig geworden

sei. Die Worte, die sie dem jäh Entlassenen im März 1890 sagte, als er mit der Frau von ihr Abschied nahm — die Behauptung, er habe vorher vergebens bei ihr Hilfe gesucht, gehört ins Märchenreich — hatten den Stachel ja nicht gegen ihn gefehrt, hatten in des Erbitterten Sinn vielmehr eine Saite berührt, deren Klingen er gern vernahm. Seitdem schien die Erinnerung an frühere Konflikte weggewischt. Und an solchen Konflikten hatte es doch nicht gefehlt. In Bismarck lebte viel männlicher Geschlechtsstolz. Er gönnte den Weibern Lust und Licht, sah sie ohne Begehren, doch mit herzlichem Wohlgefallen und ehrte noch in der niedersten Bauernmagd des Mannes zarte Gehilfin. Aber wie Hagen von Tronje und Friedrich Hebbel liebte auch er nicht den Anblick der Frau, die mit kühner Hand ins Männergewerbe greift. Wie Hebbel, meinte auch er, wenn die Blumenzwiebel ihr Glas zer sprengt, müsse sie sterben. Und wie dem Tronjer, wäre auch ihm eine Kriemhilde ein Gräu el gewesen. Schon diese Grundanschauung mußte ihm das Wesen der Kronprinzessin verleiden, deren welfisch-soburgische Neigungen er nicht ohne Angst wachsen und im Herrscherhaus fortwirken sah. Und sie war Engländerin, wollte nur Engländerin sein; und er brauchte für den Bau seines Reiches harten deutschen Stein, brauchte zu seinem Werk starke nationale Regungen und hielt jeden Versuch, Deutschland an Großbritannien zu fetten, für die unheilvollste Gefährdung der deutschen Zukunft. Das wußte Viktoria. Hätte Friedrich als ein Gefunder den Thron bestiegen: der offene Kampf wäre kaum zu vermeiden gewesen. Die Frau eines sterbenden Kaisers, der ein wichtiger Theil des Volkes finstere Mienen zeigte, mußte sich bescheiden. Sie konnte Buttiker, den der Kanzler schon ziemlich verbraucht hatte, stürzen — die Antisemiten ahnen noch heute nicht, wer damals der Instigator war — und Jordanbeck dekoriren; aber die Hauptschlacht war in einem Krankenzimmer nicht zu schlagen. Ein Einziges wagte sie, — und verlor das Spiel: die Depesche, die den Bulgarenfürsten zur Verlobung nach Potsdam rufen sollte, wurde, trotzdem Friedrich sie schon gebilligt hatte, nicht abgeschickt, weil der Generaladjutant vom Dienst im letzten Augenblick noch den Kaiser ehrerbietig beschwor, sie erst dem Kanzler des Reiches vorzulegen. Bei diesem einen Versuch ist es geblieben; glückte er, dann war das Haus Hohenzollern in Südeuropa gegen Rußland engagirt; seit er mißlungen war, standen Viktoria und Bismarck einander gegenüber wie auf der Mensur ebenbürtiger Gegner, die schon die Klingen gebunden hatten, als dem Einen von höherer Macht die gute Waffe entwunden ward. Solche Gegner

achten einander; denn Einer kennt des Anderen Kraft . . . Bismarck sprach freundlich und respektvoll von Friedrichs Frau, die ihn nie, wie Augusta, mit Sticnadeln gereizt hatte. Und als er gefragt wurde, warum er sie in den neun- undneunzig Tagen nicht gegen Schmähreden geschützt habe, sagte er ungefähr: „Die Sache steht einem gewissenhaften Minister höher als die allerhöchste Person. Gegen den Schimpf, der auch mich natürlich verdroß, gab es Staatsanwälte; die kräftige nationale Reaktion gegen Fremdländerei aber konnte mir kein Kergerniß sein, schon der Seltenheit wegen, und weil dem Kaiser von der Vorsehung — oder wie Sie die Maschinerie sonst nennen wollen — doch nun einmal kein längeres Regiment beschieden war. Die arme Frau that mir leid. Aber eine politisirende Dame begiebt sich selbst ihres Damentrechts.“

Sprach ungefähr so nicht Hagen auch an Kriemhildens Bahre?

* * *

Als Viktoria zwei Jahre alt war, ließ Preußens Minister für auswärtige Angelegenheiten, der Bülow hieß, nach London, wo über Siegesbotschaften aus Asien gejubelt wurde, durch den Ritter von Bunsen melden: „Mit Großbritannien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und beständiger innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren.“ Auch diese beinahe dienerhafte Zärtlichkeit blieb damals ohne Erwiderung. Heute hält England sich am Yang-tse, am Baal und bei Vourenço-Marquez nur noch durch deutsche Macht, ist es an seines Weltreiches morschesten Stellen nur durch die Gewißheit der Feinde noch gestützt, daß Deutschland ihm in der entscheidenden Stunde nicht Hilfe versagen wird . . . Viktoria von England, die Kaiserin Friedrich, hat nicht vergebens gelebt. Und da der schwarze Vorhang gefallen ist, athmet der Zuschauer auf und fühlt, Großes besinnend: hier hat ein der Bewunderung würdiger Wille das persönliche Glück dem Sieg der Sache geopfert, in deren Dienst er getreten war, seit er erwuchs. Solches Gefühl hemmt nicht der Thränen Strom. Denn die Frau des Kaisers Friedrich hat ein Kriemhildenschicksal gehabt. Ein Leben lang ward sie, schien sie um ihres einzigen Sehnsüts Erfüllung betrogen; und als ihr Lebenswunsch wider Erwarten endlich dann doch sich erfüllte, mußte sie sterben.



Neugriechische Lehrweisheit.

Vor einiger Zeit ging, wie die Tagesblätter berichtet haben, von Athen eine Bewegung in der Richtung aus, den deutschen höheren Lehranstalten durch Vermittelung der Aufsichtbehörden die neugriechische oder reuchlinische Aussprache des Altgriechischen, vielleicht zum Dank für die vielfache Anregung und Belehrung, die griechische Studenten von August Böckh und Gottfried Hermann in Berlin und Leipzig empfangen hatten, aufzudrängen. Diese Bestrebungen sind verständlich, wenn man erwägt, daß die heutigen Griechen ihre bedrängte politische und ökonomische Lage durch das moralische Gewicht zu verbessern wünschen, das ihnen aus der siegreichen Durchsetzung des Anspruches erwachsen könnte, in direkter Tradition Sprache, Aussprache und Grammatik aus dem hellenischen Alterthum erhalten zu haben. Nur stimmt dieser Anspruch in keinem einzigen Punkt mit der historischen Wahrheit, der nachweisbaren Entwicklung und den Erfordernissen überein, die die Erhaltung der Grundlagen unserer gesammten höheren Bildung bei den verantwortlichen Stellen erheben muß.

Mit wie geringem historischen Verständniß die Neugriechen an diese Fragen herantreten, sieht man daraus, daß sie sich einbilden, die alten Griechen könnten überhaupt im Wesentlichen so gesprochen haben wie die heutigen. Keine Sprache ist sich jemals Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang gleich geblieben; und am Wenigsten konnte Das bei einer Sprache der Fall sein, die im Alterthum unter dem Zwang der quantitativen — Metrum und Rhythmus der Zeitlänge der Silben entnehmenden — Poesie gestanden hatte und beim Uebergang in die byzantinische Epoche den politischen Vers annahm, der nur auf dem Accent beruht; von diesem Augenblick an — wenn man eine ganze Periode einen Augenblick nennen kann — erfolgte die Auflösung des vokalischen Sprachkörpers; und der Unterschied der Länge und Kürze der Silben, der bis dahin für die Poesie und damit für die gesammte Sprache maßgebend gewesen war, verlor alle Bedeutung.

In jeder Sprache vollzieht sich, meist langsam, eine unaufhörliche und unaufhaltsame Entwicklung und Veränderung. So ist denn auch die heute in Griechenland gültige Aussprache nur sehr langsam entstanden; und wenn auch ihre Anfänge in einzelnen Punkten bis ins Alterthum zurückreichen, so kann sich doch die vollständige Umwandlung des Vokalismus erst vollzogen haben, als man keine altgriechischen Verse mehr lesen konnte oder lesen wollte. Wenn zum Beispiel die Diphthonge *au* *eu* *ou* nicht mehr als Diphthonge, sondern nach neugriechischer Art *af*, *ef* und *if* ausgesprochen werden, so kann eben kein altgriechischer Vers, in dem sie vorkommen, mehr als Vers gelesen werden; das *keleueto* eines homerischen Verses besteht

aus einer langen Silbe, vor der eine kurze und hinter der zwei kurze Silben stehen (— — —); der zweite Theil des Wortes ist also ein Daktylus (leueto — —); spricht man das Wort nach neugriechischer Art aus, so ist kelékete nicht in den Vers zu bringen, denn die Länge des Daktylus ist zur Kürze geworden.

Wie vollständig durch diese Aussprache die Verse verstümmelt werden müssen, kann man sich daraus klar machen, daß zwei Verse Goethes lauten würden:

Wär' er hier am Hofe so gut als Ihr und erfreßt' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es Eßch sicher geessen.

Aber nicht nur Metrum und Rhythmus würden in den altgriechischen Versen durch die neugriechische Aussprache der Diphthonge zerstört werden, sondern der von der Aussprache gar nicht zu trennende Sinn der Wörter oder Sätze ginge häufig genug völlig verloren. So ruft an einer der feierlichsten Stellen der „Perse“ der Chor in patriotischer Begeisterung des Götterkönigs Zeus Hilfe mit den Anfangsworten oh Zeu Basileu an, wobei das zweimalige lange eu untrennbar von dem Gewicht ist, das dem Gebet beigelegt wird; spricht man dagegen oh Zell Basileff mit kurzem e aus, so wird, was feierlich war, einfach lächerlich.

Die Neugriechen haben ihre Schriftsprache von landsmännischen Lehrmeistern aber in ganz verschiedenen Stadien des Verhältnisses dieser Volksleute zu der Volkssprache der einzelnen Theile Griechenlands empfangen. Im sechzehnten Jahrhundert lernten zahlreiche Griechen, um sich aus der bulgarischen, slavischen, fränkischen oder türkischen Barbarei zu befreien, der sie verfallen waren, Altgriechisch in Italien, und zwar besonders auf dem von Leo dem Zehnten auf dem Quirinal gegründeten medicaischen Gymnasium, dessen Vorsteher Janos Vassaris war; dort aber war von Neugriechisch nicht die Rede. So schreibt Vassaris bedeutendster Schüler Markos Musuros die Vorrede zu dem von ihm zum ersten Mal in Venedig (1498), der, wie er sagt, auf den Spuren des alten Athen wandernden Königin der Städte, herausgegebenen Aristophanes nicht etwa in seinem heimatlichen kretischen Dialekt, sondern in reinem Altgriechisch. Ganz anders Adamantios Korais, dessen auf Reinigung der Sprache und Schöpfung eines allen gebildeten Griechen gemeinsam verfügbaren, von den Mundarten abgekehrten Idioms ihm am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Plan zur Herausgabe der zahlreichen Bände seiner hellenischen Bibliothek eingab; hier sollte die Sprache der alten Hellenen reinigend und befruchtend auf die Ausdrucksweise ihrer rhomaischen Nachfahren einwirken; und so verfaßte er seine Vorreden, gleichsam als Muster der Vermählung des Alten mit dem Neuen, in neugriechischer Schriftsprache.

Man kann gegen die Aussprache des Altgriechischen nach erasmischer — der von mir verfolgten — Art allerdings einwenden, es sei völlig

gleichgiltig, wie wir es aussprechen; denn käme Sophokles heute in die Welt zurück, um sich die Aufführung eines seiner Stücke in der Ursprache anzusehen, so würde er schwerlich auch nur ein Wort von Dem verstehen, was auf der Bühne gesprochen wird. Die zweite Behauptung ist gewiß richtig. Bei der nur schriftlichen Uebertieferung einer Sprache geht eben ihr für das Ohr wichtigstes Merkmal, Das, was dem geschriebenen Wort erst das wahre Leben verleiht, völlig verloren: die Klangfarbe; wer zu Hause noch so fleißig aus Büchern Neugriechisch gelernt hat und seine sauer erworbenen Kenntnisse in einem Laden der Stadionstraße in Athen an den Mann bringen oder den Kustoden in Mykene durch Rezitation aeshyleischer Verse, mit noch so korrekter neugriechischer Aussprache, erfreuen will, Der wird den erstaunten Gesichtern seiner Zuhörer bald ansehen, daß sie keine Silbe verstanden haben. Darauf aber kommt es eben so wenig an wie auf den Umstand, daß ein sehr großer Theil der altgriechischen Vokale und Diphthonge bei den Neugriechen einfach *i* lautet, obgleich es denn doch höchst seltsam wäre, wenn sich der sprachschöpferische Volksgeist — um prosaisch zu reden — die Mühe genommen hätte, einen recht erheblichen Theil seines Vokalquantums erst schriftlich in *ē*, *y*, *ei*, *oi* und *yi* zu differenzieren und nachher bei der Aussprache in ein einziges *i* zusammenzuziehen.

Natürlich ist die ganze Betrachtung nur hypothetisch und geht von einer Voraussetzung aus, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat: die Sprache hat längst existirt, ehe an eine Schrift zu denken war, und das sprachliche Volksgedächtniß hatte kein Reservoir, wo es *ē*, *y*, *ei*, *oi* und *yi* aufbewahren konnte, um diese Laute dann später der Schrift zu dem Zweck zu überliefern, sich zwar schreiben, aber sämmtlich als *i* aussprechen zu lassen.

Der Hauptgrund, der gegen die Neugriechen spricht, liegt auf einem ganz andern Gebiet.

Der altgriechischen Geisteswelt steht eine Sprachentwicklung zu Gebot, die für jede Gedankennuancirung eine eigene grammatische Form bereit hält. Das Neugriechische hat diese Formenwelt zum größten Theil aufgegeben: die meisten Bildungen der Zeitwörter werden nicht mehr durch eigene Formen, sondern durch Hinzufügung von Partikeln oder Hilfszeitwörtern gebildet. Frage ich ferner in Athen nach Jemand, so sage ich nicht: „Ist Herr X zu Hause?“ oder: „Sind die Herren X und Y zu Hause?“ Sondern: „Sein Herr X oder X und Y zu Hause?“ Die logische Folge dieser und ähnlicher, bei jeder sich verschleifenden Sprache zu beobachtenden Vorgänge ist dann im Neugriechischen eben der Verzicht auf die Verschiedenheit der Vokale, die den Körper der Wortformen ausmachen: habe ich die verschiedenen Formen nicht mehr, so brauche ich eben auch die ihnen den Charakter gebende lautliche Verschiedenheit nicht weiter. Es ist also der

größte historische Ueberstand, aus dem heutigen Vorwiegen des *i* folgern zu wollen, es habe im Alterthum die selbe Rolle gespielt oder überhaupt nur spielen können wie im heutigen Griechenland.

Was die Folge der Einführung der neugriechischen Aussprache in unsere Lehranstalten wäre, mag wenigstens an einem Beispiel gezeigt werden.

So weit die Sprachen die handelnde Welt der Thatfachen nach dem Gegensatz der Nothwendigkeit und Wirklichkeit zur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit oder — anders ausgedrückt — nach dem des Unbedingten zum Bedingten ordnen, lassen sie neben dem Indikativ den Konjunktiv entstehen; in der indogermanischen Ursprache gab es neben dem Konjunktiv noch den Optativ, der sich im Altgriechischen in voller Formenbildung erhalten hatte und sich mit dem Konjunktiv in die feineren und feinsten logischen Abstufungen theilte, die das nur Gedachte, Gehoffte, Gewünschte in seinen verschiedenen Nuancirungen aus dem Weltendasein der groben Wirklichkeit und der eisernen Nothwendigkeit ausschieden. Die vollkommenste Definition des Verhältnisses von Indikativ zu Konjunktiv und Optativ, dem ja mit logischen Kategorien nicht beizukommen ist, da sie sich niemals ganz mit dem organisch erwachsenen Sprachgefühl decken können, hat immer noch jener alte griechische Grammatiker gegeben, da er es als eine Seelenstimmung bezeichnete. Im Lateinischen sind Konjunktiv und Optativ (bis auf geringe Reste des Optativs) zu einer Form verschmolzen, wohl, weil sich die Sprache in einer sehr hoch entwickelten Syntax den Ersatz für einen Theil der logischen Funktionen geschaffen hatte, die sich im Griechischen auf Konjunktiv und Optativ vertheilten. Jedenfalls ist klar, daß, wer Altgriechisch lernen will, einen sprachlichen Selbstmord beginge, wenn er Das, was eine unendlich lange und energische sprachliche Entwicklung geschaffen hat, zu seiner privaten Erleichterung oder dem edlen Volk der Neugriechen zu Liebe einfach verwerfen wollte. Man würde in diesem Fall nicht nur die Zinsen des Kapitals einziehen, das uns das alte Hellas zur Veredlung und Befruchtung unseres eigenen Volksthumes hinterlassen hat, sondern das Kapital selbst konfiszieren.

Um nämlich das gebräuchlichste Beispiel der altgriechischen Konjugation anzuwenden, so heißt nach der altgriechischen (erasmischen) Aussprache „Du schlägst“: *typteis*; davon lautet der Konjunktiv *typtes* und der Optativ *typtois*; dagegen lauten die drei Formen in neugriechischer Aussprache sämmtlich *tiptis*. Ist es nun nicht völlig unmöglich, dem Ohr der lernenden Jugend (oder auch dem des Alters) *tiptis* beizubringen und von dem Verstande zu verlangen, daß er sich diese eine Form bei der Anwendung in drei Formen mit verschiedenen Bedeutungen zerlegt? Das ist nur ein Beispiel von vielen, die ich anführen könnte; mit anderen Worten: die Erlernung der griechischen Formenlehre wird unmöglich, sobald die Aussprache der Vokale nach neugriechischer Art erfolgt.

Nun mag man von der logischen Schulung, die durch das Eindringen in die griechische Formenlehre und ihre Beherrschung erreicht wird, noch so gering denken — hat man sich doch in neuester Zeit zu der „reformatorischen“ Ueberzeugung aufgeschwungen, man könne den Verstand für die Aneignung der lateinischen Grammatik dadurch schärfen und vorbereiten, daß man vorher die aus eben dem Lateinischen durch organischen Sprachverfall entstandene französische Sprache erlernt —: aber wie soll es mit der griechischen Lectüre werden, wenn der Lernende auf das Knochengerißt des Sprachkörpers, die Grammatik und besonders die Formenlehre, verzichtet? Die Folge könnte eben nur sein, daß jede griechische Lectüre unmöglich wird. Ein einziges Mal hat die Welt gesehen, daß Metrum, Rhythmus, Melodie und Poesie von dem selben Manne geschaffen und zu einer Einheit zusammengeschlossen werden können; so sind die Choralieder der griechischen Dramatiker und Pindars Hymnen entstanden, unerreichte Muster eines künstlerischen Ganzen.

Die Meisterwerke der Skulptur und der Malerei zu kennen und zu verstehen, gilt als ein Grunderforderniß jeder höheren Bildung; soll die deutsche Kultur auf die Kenntniß und das Verständniß der Kunstwerke verzichten, deren Schöpfer nur den Vergleich mit den Künstlern der Hochrenaissance aushalten, die wie Leonardo da Vinci und Michelangelo keinen Unterschied zwischen den einzelnen Gattungen sinnlich darstellender Kunst gekannt haben?

Aristoteles schreibt der Tragoedie eine gefällige — wörtlich: versüßte — Rede, verbunden mit Rhythmus, Harmonie und Melodie, zu. Das heißt: er verlangt von der in ihr lebendigen Poesie, daß sie die zur Darstellung gelangende sprachliche Schönheit in rhythmischem Fluß — um diese Tautologie zu brauchen, da ja Rhythmus selbst schon Fluß heißt — und in den Chorgesängen mit der ihnen harmonisch angepaßten Melodie ausdrücke. Das Großartige jener Dichtungen liegt eben zum Theil darin, daß jeder Dichter zugleich sein eigener Komponist war. Wendet man gegen unsere Genuß- und Verständnißfähigkeit ein, die Melodien seien uns ja verloren gegangen, so ist dieser Einwand nicht stichhaltig: August Böckh pflegte von manchen der schönsten Choralieder zu sagen, er könne sie nicht so lesen, wie sie, um mit der ihnen immanenten Melodie verstanden zu werden, eigentlich gelesen werden müßten, denn dann sei er gezwungen, zu singen, und singen wolle er auf dem Katheder nicht. Das Versmaß hat eben bei vielen dieser Lieder seine Melodie in sich, die wir natürlich nicht mit dem antiken musikalischen Gefühl, sondern nur mit unserem eigenen zu empfinden fähig sind. So lehrt denn auch jede vernünftige pädagogische Erfahrung, daß von normalen jungen Leuten kein Unterrichtsgegenstand so leicht aufgenommen, so dankbar verstanden und so treu im Gedächtniß bewahrt wird wie gerade die Choralieder der griechischen Tragoedien.

Keinem, der in der angeedeuteten Art argumentirt, wird die niederschmetternde Antwort erspart bleiben: was an diesen Dichtungen gut und bleibend ist, kann der Jugend, ohne daß sie überhaupt Griechisch lernt, durch „gute“ Uebersetzungen vermittelt werden. Ich sehe dabei ganz von der völligen Unmöglichkeit einer wirklich genießbaren Uebersetzung der Chorlieder ab, die auf ganz anderen metrischen und sprachlichen Voraussetzungen beruhen als das heutige Deutsch, so daß sie in unserer, völlig verschieden gearteten Sprache überhaupt nicht wiedergegeben sind. Doch kennen Leute, die dieses Argument brauchen, offenbar die Originale überhaupt nicht. Ein neuerer Dichter kann wohl einen anderen neueren Dichter übersetzen, weil Beide, wenn auch verschiedenen Nationen, dennoch den selben Epochen und also ähnlichen Gedankenkreisen angehören. Wie soll man dagegen einen antiken Dichter jemals in Wahrheit so übersetzen können, daß nicht der Hauptreiz der Dichtung, wenigstens zum Theil, verloren geht? Liegt doch das Alterthum als eine fremde, abgeschlossene Welt vor uns, deren Wesenheit wir, wenn wir Griechisch und Lateinisch verstehen, wohl empfinden, aber nie definiren oder überhaupt mit deutschen Worten wiedergeben können. Wer verlangt, daß von der Sprache dieser Dichtungen abstrahirt und nur ihr Gedankeninhalt beibehalten werde, Der vergift — um von Anderem zu schweigen — vor allen Dingen, daß man aus organischen Schöpfungen keinen einzelnen Theil herausnehmen und den Rest allein genießen kann. Der Krochlos gehört gewiß zum Apollo von Belvedere; aber wer wird ihn — so schön er ist — abfügen und, was übrig bleibt, in Stücke schlagen wollen?

Und nun zum Schluß noch eine Frage: Warum mögen die uneigen-nützigen Neugriechen die Früchte ihrer eben erst der Barbarei abgewonnenen Bildung gerade uns und nicht etwa dem philhellenen England gönnen? Feiert doch Stephanos Kenos allein Lord Byron, George Canning und Sir Edward Cobrington begeistert als Wohltäter Griechenlands. Freilich haben wir den Neugriechen etwas Enthusiasmus und viel Geld gespendet; aber Geld haben sie immer nur geschätzt, the sie es hatten, und es nachher stets dreimal verachtet. Sie haben eben in ihrer Klugheit gemerkt, daß wir nach unserem politischen Aufschwung unsicher und dilettantisch wie Kinder hin- und herchwanken, jede Nothheit anzunehmen bereit sind und jedem Beliebigen, wenn es nur schlau anstellt, schwächlich gestatten, uns die Wurzeln unserer Bildung und unserer Stärke abzugraben.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eysenhardt.



Das Land der Kunst.

Die Geschichte der Kunst ist, genau wie die der gesammten menschlichen Kultur, die allmähliche Eroberung und Besetzung eines weiten, großen Landes, das nach und nach durch den immer reicher sich entwickelnden menschlichen Geist der Herrschaft des Menschen unterworfen wird.

Die ersten Menschen sahen dieses Land der Kunst noch nicht. Es muß erst eine gewisse Sicherheit der Bewegung auf dem festen Boden der Wirklichkeit und eine Summe von Errungenschaften da sein, die ein gesichertes äußeres Dasein verbürgen, ehe der Mensch überhaupt das Bedürfnis hat, die ersten suchenden Schritte in den geheimnißvollen Nebel zu wagen, der das Land der Kunst noch umhüllt. Auch dann ist zunächst zwischen dem Wege des Lebens und dem der Kunst kaum ein Unterschied; die ersten künstlerischen Triebe führen nicht über eine feste Grenze, die zwei Welten scheidet; Leben und Kunst gehen in ihren ersten Anfängen auf der selben ebenen Bahn. Erst allmählich führen die Pfade in getrennte Gebiete. Und nun beginnt auf beiden Seiten die große Entwicklung. Während drüben für das Leben neue Bedürfnisse und neue Quellen, neuer Boden und neue Ziele, andere Formen und größere Aufgaben, schnellere Entwicklung und reichere Entfaltung, heißere Kämpfe und tiefere Kräfte gewonnen werden, erwachen in der Kunst die helleren Augen für Licht und Farbe, die frischeren Sinne für Anmuth und Schönheit, das stärkere Empfinden für Mensch und Natur, das innerlichere Gefühl für Tiefe und Größe, die heißere Sehnsucht nach Kunst überhaupt. Was hier in wenigen Begriffen angedeutet ist, hat eine Entwicklung durch Jahrtausende zu durchleben; denn nur langsam werden die unerschöpflichen Reichthümer in Besitz genommen, die für den menschlichen Geist da aufgespeichert liegen; manches Errungene wird im Drange des Lebens wieder verloren; oft scheint Stillstand eingetreten zu sein; dann wieder gehts mit Riesenschritten vorwärts, so daß die Menschheit ihren Führern nicht gleich folgen kann.

Nichts ist interessanter, als dieses Erwachen und Wachsen des künstlerischen Geistes, diese Eroberung geistiger Schätze durch die Jahrhunderte zu verfolgen und zu sehen, wie das Reich an Größe, die Herrscher an Macht, die Untertanen an Selbstgefühl und Kraft gewinnen. Der Kulturmensch der Gegenwart, der sich Herrn der Erde nennen darf und die geheimsten Kräfte der Natur in seine Gewalt gebracht hat, um diese Herrschaft ausüben zu können, kann sich kaum eine Vorstellung machen von dem Urmenschen oder dem Wilden, der nichts hat als seinen Leib und das Fleckchen Erde, das er bewohnt, der nichts davon ahnt, daß sein Fuß auf einer gewaltigen Kugel haftet, die für ihn und Millionen Seinesgleichen eine Stätte reichsten

Lebens sein soll. So ist auch dem künstlerischen Menschen fast unmöglich, sich aus seinem Bewußtsein alle die Empfindungen und ihre begrifflichen Festlegungen wegzudenken, die die Grundlage seiner Kunstanschauungen sind. Es ist wirklich, um eine Art intellektuellen Schwindelanfalles zu bekommen, wenn man von dieser Höhe einmal in die kalte, kahle Tiefe schaut; und doch ist Das eine der nothwendigsten Uebungen für den Geist. Denn nicht die Freude, nein: die Rechenhaft darüber, wie wirs zuletzt so herrlich weit gebracht, sollte die schönste Erholung für geistig hochstehende Menschen sein. Jetzt kennt die Wege, die da hinaufgeführt haben, die Kräfte, die dabei im Spiele waren, nur eine kleine Schaar. Aber genau wie sich in der weitverzweigten Kultur unserer Zeit nur zurechtfindet, wer da weiß, wie Das ward, genau so, wie zum Herrn in diesem Reiche nur taugt und wie die großen ausschlaggebenden Kräfte nur zu beurtheilen versteht, wer den Ursprung der Hauptfäden in dieser verwirrenden Fülle von Menschen kennt: genau so kann in der Kunst unserer Tage — von den wenigen ganz großen Genies abgesehen, die aber auch jetzt fast unmöglich sind! — Niemand klar sehen, der nicht seinen Blick geschult und geschärft hat. Hier soll nicht über den Segen der kunsthistorischen Bildung gesprochen, sondern nur kurz gezeigt werden, was die gemeinsamen Faktoren für die Entwicklung aller Kunst sind, in welcher Weise diese Entwicklung vorzuschreiten pflegt und welche Bedeutung dabei die verschiedenen Gattungen von Kunstmenschen haben.

Die Kunst ist wie ein großes Land, das der gesammten Menschheit zum Erbe gelassen worden ist, aber erst nach und nach entdeckt, erobert, besiedelt und bebaut werden soll, ein großes Land, dessen Grenzen noch Niemand gesehen hat, in dem noch heute hinter undurchdringlichen Nebeln ungelannte blumige Auen und schreckende Gebirge liegen.

Die Herrlichkeit des ersten festgegründeten Reiches auf diesem Boden, das nach einer langen Entwicklung des menschlichen Geistes zu einer hohen künstlerischen Reife die Völker des klassischen Alterthums besaßen, ging unter in den Stürmen der Völkerwanderung, als die äußere Macht der römischen Welt Herrschaft zusammenbrach. Schon diese Thatsache enthält eine der wichtigsten kunstgeschichtlichen Lehren. Die künstlerische Entwicklung ist durchaus nicht unabhängig von der allgemeinen Kulturentwicklung; sie unterliegt dem Wechsel, der durch große geschichtliche Ereignisse hervorgerufen wird, genau so wie alles Menschliche. Die Haltlosigkeit, die sich eines Staatsgefüges bemächtigt, wird auch in der Kunst zu spüren sein und die gesammte künstlerische Lebenshöhe wird durch einen allgemeinen Niedergang oft um Jahrhunderte zurückgebracht. Das klingt sehr selbstverständlich, wird aber viel zu wenig beachtet. In der Kunstgeschichte müßte noch viel mehr auf den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben hingewiesen werden. Denn

eine Kunst, der er fehlt, ist eben keine wirkliche Kunst mehr, sondern nur Spielerei, an deren Dasein überhaupt nichts gelegen ist.

Welche Einflüsse haben nun an dem Wiederaufleben der Kunst nach einer großen Niederlage den Hauptantheil gehabt?

Für diese neue Eroberung zum Theil schon besessenen Gebietes scheint mir kennzeichnend, daß erstens zunächst die Alles beherrschenden kirchlichen Einflüsse auch für die Kunst die größte Bedeutung gewonnen und daß dann die allmähliche Befreiung von dieser Gewalt und die Weiterentwicklung der einzelnen Künste viel selbständiger vor sich ging als im Alterthum. Der Begriff einer allgemeinen Kunstgeschichte ist jetzt nicht mehr anwendbar. Nachdem sich Dichtkunst und Architektur am Frühesten zu neuen weltgeschichtlichen Leistungen erhoben, folgt noch später als die Malerei die Musik, die am Längsten unter dem bestimmenden Einfluß der Kirche blieb. Bei den einzelnen Künsten ist nun in erster Linie entscheidend für den Zeitpunkt und die Schnelligkeit, mit der die Entfaltung vor sich geht, die allgemeine Zeitströmung. Daß gerade zu diesem Zeitpunkt die Architektur, zu jenem der eine, dann wieder der andere Zweig der Malerei plötzlich aufschießt, daß in der Dichtkunst in diesem Jahrzehnt diese Gattung, später wieder eine andere in den Vordergrund tritt: Das ist stets das Ergebnis großer innerer Kräfte, die so und nicht anders wirken müssen. Man ist in der Darstellung alter wie neuer Kunstgeschichte mit den Untersuchungen auf diesem Gebiet noch lange nicht am Ziel und wird gewiß noch manches verbläffende Resultat auf Grund genauer Forschung und in die Tiefe dringender Betrachtung gewinnen können. Selbstverständlich ist dabei ein allzu kunstvolles Konstruiren zu vermeiden und ein strenges Festhalten an allem Thatsächlichen erste Bedingung. Und außerdem muß neben diesem Faktor nun der zweite richtig eingestellt werden, der bisher meist allein und deshalb und aus anderen Gründen falsch eingestellt wurde, nämlich die Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeiten.

Die Kunstgeschichte muß gewisse Grundsätze suchen, nach denen sie die verschiedenen künstlerischen Persönlichkeiten in ihrer Bedeutung für ihre Zeit und die Nachwelt einschätzt, nicht vage Formeln und Censuren wie auf der Schule, sondern eiserne Gesetze jenseits von Gut und Böse, die für alle Zeiten und für jede Kunst gelten.

Ich habe vorhin von dem Lande der Kunst gesprochen, das der Menschheit zur Entdeckung und Kolonisirung beschieden ist. Wir haben gesehen, daß die unberechenbaren Hauptströmungen des Zeitgeistes instinktiv den Menschen mit unvermeidlicher Gewalt bald in diesen, bald in jenen Theil dieses Reichs leiten. Die eigentlich Großen in der Kunst sind nun bei diesen Feldzügen die Führer, die Entdecker, die, oft ganz allein, den Weg in die neue Ferne finden, ihr Banner aufpflanzen, Besitz nehmen und den neuen

Boden bebauen. Das sind die Helden der Kunstgeschichte, Die, nach denen gezählt und benannt wird, Columbus-Naturen, die Geister erster Ordnung. Es giebt auch hier Unterschiede. Da ist Einer, der die neue Zeit voraussieht und, während der Strom noch die alte Bahn geht, plötzlich die Richtung wechselt und abseits für die Kunst der Zukunft die Stätte bereitet. Da ist Einer, dessen kluges Auge entdeckt, daß nur ein kleiner Wall zu schleifen ist, um eine weite Aussicht in neue Gefilde zu eröffnen. Alle die Erweiterungen im Stoffgebiet der Künste, die Neuerungen in der Technik, die Vertiefung der Darstellung verdankt die Menschheit diesen Führern. Oft ist Das, was sie wirklich leisteten, durchaus nicht ersten Ranges. Man sieht noch die Gewaltthatigkeit, die Mühe, die das Urbarmachen des neuen Bodens verursacht; es fehlt die ruhige Sicherheit. Und trotzdem steht der Künstler dieser Art tausendmal höher als der glatte Nachahmer, der Alles kann und nie fehlgreift. Denn auf die Lichtbringer folgt nun die Menge Derer, die in Fabriken das neue Licht herzustellen versuchen; dem Einen, der den Weg in die reichen Gefilde fand, drängen Die nach, die kommen, ihren Kohl und ihre Kartoffeln zu bauen. Meist ist ja der Erste ganz allein in seiner herrlichen neuen Wildnis, — aber von dem reichen Lande, das sein ist, kann er nur wenig verwerthen, nur die—thesten, besten Punkte behält er sich für die Ewigkeit. Das Andere gönnt er den „Aneru“. Die Ersten unter ihnen sind noch nothwendig und haben eine gewisse Bedeutung auch für die Geschichte. Gerade die Größten brauchen zwei oder drei solche kleinere „Wiederholungen“ ihrer eigenen Persönlichkeit. Das sind die Künstler zweiten Grades; echte Naturen, denen nur versagt ist, Herrscher im eigenen Reiche zu werden, die aber mit einer gewissen Selbständigkeit dem noch unbebauten Boden, den sie zu Lehen bekommen haben, schöne Früchte als Gaben für die Gäste im Lande abgewinnen. Aber dann kommen die Herden. Sie waren erst im Lande eines anderen Großen und nährten sich von der einträglichen Kunst, die man da als Geschäft treiben konnte. Mit der Findigkeit aller Handelsmenschen erspürten sie nun im geeigneten Moment, daß es sich lohne, auszuwandern und aus dem „Eaner“ ein „Janer“ zu werden. Von diesen Massen weiß die Kunstgeschichte nichts, höchstens das Eine, daß sie in den meisten Fällen der Fluch der Künste sind, besonders, wenn ein neuer Großer kommt, dem zu folgen und in dessen Lande das Geschäft von Neuem aufzuthun, sie zu alt und unfähig sind. Dann geht der Krieg an. Dann thut sich dieses Künstlerproletariat aller Länder zusammen, um mit den erbärmlichsten Waffen gegen den neuen König und seine Getreuen auszugiehen. Oft fällt der Edle der Uebermacht. Aber sein Reich bleibt, das ungelannte Licht, das er gebracht hat, strahlt weiter und treibt die Rotten schließlich zurück in ihre Nacht.

Wie sonntags die Spazirgänger durch die Felder der Bauern, durch

die staatlichen und herrschaftlichen Waldungen, so wandeln auf den Wegen im Lande der Kunst die dichten Reihen der Kunstfreunde, der Laien. In Schaaren drängen sie sich zu den beliebten Vergnügungslokal, zu den Schänken, wo ein bekömmlicher Tropfen verzapft und man unterhalten wird, ohne selbst Etwas dazu zu geben. Die Wirthe verdienen eines hübsches Geld. Sie legen reinliche gelbe Kieswege an, säubern Alles, damit auch das Unedle glänze, dulden nichts, was Anstoß erregen oder Kopferbrechen machen könnte, beschneiden, was wild wächst, puzen Alles trügerisch auf: Das gefällt den Leuten. Und wenn dann ein schlauer Kopf ein anderes Lokal in die „Mode“ bringt, zieht die große Heerde pflichtschuldigt dahin. Nur Wenige scheuen die Mühe nicht, auf einem schmalen Weg, der oft selbst durch Hecken gesperrt ist, muthig vorwärts zu dringen, bis in einem stolzen Walde heiliges Dunkel sie umfängt oder in einer tiefen Einsamkeit Niesenwände zum Himmel ragen oder über eine unendliche Ebene ein Meer von goldenem Licht fluthet. Erst schauert sie, aber bald kommen sie öfter und gewinnen diesen unbekanntes Zauber, diese große Räthselstimmung immer lieber, dringen weiter, sehen immer mehr Wunder, — und endlich wissen sie nichts Schöneres, als immer auf den stillen Wegen den Großen nachzuwandeln, die neue Reiche suchen und finden.

Freilich: die Zahl dieser Wanderer in den Gefilden der Kufen wird immer klein bleiben. Dennoch muß gesagt werden: wie jene Führer die Ewigkeitmenschen in der Geschichte der Kunst sind, so sind diese stillen Pilger, denen die Natur nichts gegeben hat als den sicheren Schritt im Gefolge der Großen, unter allen Freunden der Kunst die, so dem Himmel am Nächsten wohnen. Es gehört eine besondere Veranlagung auch dazu, immer als Nächster Dem nachgehen zu können, der im ersten Gliede die Führung hat. Ja, es wird sogar jetzt, bei der hohen Entwicklung aller Künste, einem Laien fast unmöglich sein, sofort dem kühnsten Pfadfinder, dem die Zukunft gehört, auf dem Fuße folgen zu können. Ist doch selbst unter hundert „Fachleuten“ kaum Einer dazu im Stande. Aber darauf sollte unsere Erziehung zur Kunst mit allem Ernst hinarbeiten, diese Helden der Kunstgeschichte, von deren starker Kraft die ganze Entwicklung geleitet wird, deren Geniethaten die Epochen veranlassen, auf deren Schultern der glänzende Himmel ganzer Jahrzehnte und Jahrhunderte ruht, streng scheidern zu lernen von den Nachfolgern, den Bearbeitern oder gar den Geschäftemachern. Jene bleiben Herren in ihrem Land, auch wenn an ihren Grenzen neue Staaten erstehen; als souveraine Bundesfürsten, unter denen es nicht einmal einen primus inter pares giebt, herrschen sie in unvergänglicher Kraft. Oft wechseln ihre Unterthanen. Wird ein Gebiet bebaut, das hart an ihrer Grenze liegt, so finden auch zu ihnen neue Freunde den Weg. Aber die Anderen, die Schmarozker, verlieren ihren gestohlenen Reichthum und sterben. Denn die Kunst aus

zweiter oder dritter Hand nimmt man nur, wenn sie noch neu, noch „modern“ ist. Dann eilt man weiter, zu wieder neueren Altären.

Wenn wir nur dahin kommen könnten, daß dieser Zwischenhandel überhaupt aufhörte, wenn wir lauter direkte Unterthanen regirender Könige und nicht Sklaven ihrer Vasallen hätten! Das große Reich der Kunst hat viele Provinzen und es wird durchaus nicht verlangt, daß Alle sich in einer wohl fühlen. Wer die Kraft des Geistes nicht hat, in das neue Land zu bringen, dessen urwüchsige, phantastisch-wilde Größe dem Kühnsten der Neuen sich erschlossen hat, Der mag an den Ufern des schönen Stromes bleiben, auf dessen Wassern vor dreißig Jahren die ersten Schiffe hinabglitten, oder gar in dem beschaulichen Thale, in das vor weiteren fünfzig Jahren ein freundlicher Entdecker seinen Fuß setzte. In der Kunst heißt es nicht: „Viele Wege führen nach Rom“ — es giebt kein Rom der Kunst — sondern: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Jeder soll die darin finden, für die seine Natur, sein Sinn und Auge geschaffen ist. Aber er soll wirklich in einem Hause der Kunst wohnen! Jetzt wohnen noch immer Vielzuviele, die sich Kunstfreunde nennen, zur Astermiethe bei trägerischen Geschäftsmenschen, wo es nichts Gutes giebt, weder frische Luft noch helle Sonne noch freie Aussicht nach allen Seiten, keine gesunde Kost, keine erquickende Ruhe, keinen warmen Blick aus einem Paar lebendiger Augen, kein gutes Wort von einem lieben Munde, nichts, gar nichts. Und doch wäre dies Alles so leicht zu haben! Wissen wir Menschen nicht recht wenig Bescheid im Lande der Kunst?

Leipzig.

Dr. Georg Göhler.



Lendemain.

Gaston und seine Freunde Claude und James schlendern durch die Androssystraße. Gaston, natürlich wie stets der Ueberlegene, schlägt vor, „als ob nichts geschehen wäre“, den Alten einen Besuch zu machen und sich so nebenher nach dem Befinden des Fräulein Tochter zu erkundigen.

„Es wird ein wunderbarer Moment sein, wenn sie dann zufällig eintritt und schnell die schweren Lider über die ausblickenden Augen senkt . . .“ Claude seufzt. Seine Selma hat keine Eltern; sie lebt augenblicklich in einer Pension; er ist sicher, sie in Thränen zu finden. Sein hübscher, immer ein Bißchen offen stehender Mund preßt sich zusammen.

„Ach was, Sentimentalitäten!“ James wirft den ausdrucksvollen Künstler-

kopf ungeduldig zurück. „Wenns meine Kleine zu tragisch nimmt, spreche ich eben gleich mit dem Vater, was ich sonst erst als Professor gethan hätte.“

Inzwischen bleibt Gaston vor einem Blumenladen stehen und mustert die Herrlichkeiten. „Ich werde ihr einen Korb Marshall Niel-Rosen schicken. Diese gelben Rosen, die wie ein schöner Frauenleib duften, sollen ihr sagen, daß ihr Athem mich beständig umspielt . . .“

Alle Drei treten in den eleganten Blumenladen, berühren mit scheuen, tastenden Fingern die bunten Sammetwangen der Blüthen, die in Bronzegefäßen zum Verkauf ausgestellt sind, und wählen drei kostbare Sträuße, die sie in die Wohnungen der jungen Damen schicken lassen. Dann nehmen sie ihre Wanderung weiter auf. James hält zögernd vor einer stattlichen Villa an. „Ich wollte, ich hätte es hinter mir!“

Gaston legt ihm die Hand auf die Schulter und flüßert ihm Etwas zu, wogegen er protestirt; dann verschwindet er schnell in dem eleganten Vestibule. Die beiden Anderen gehen weiter. Beide schweigen. Claudes Kopf ist tief auf die Brust gesenkt. Ein Falte des Unmuthes liegt zwischen seinen Brauen. So schreiten sie eine Weile hin.

Dann sagt Claude plötzlich wie zu sich selbst: „Es war doch ein Schurkenstreich von mir . . .“

Gaston macht eine jähe Wendung nach links, als ob er austreten wollte; dann nimmt er den seidnen Cylinder vom Kopf und säckelt sich die Stirn.

„Nichts Widerlicheres als die Neue. Du hast ja vorher genug Zeit zur Ueberlegung gehabt. Soll ich Dich hinaufbegleiten? . . .“

Claudes Gesicht färbt sich höher. „Laß die Wigel!“ Und dann zieht er wie selbstend den langen englischen Ueberzieher fester an sich und blickt auf. „Alle Wetter, da ist ja schon ihre StraÙe. Auf Wiedersehen!“

Gaston streckt ihm die Hand hin.

„Wann und wo?“

„Wo? Morgen bei Sacher.“

„Morgen? Weshalb nicht heute?“

„C'est une autre affaire.“

Er berührt leicht den Hut und biegt in die nächste StraÙe ein.

Gaston steht einen Augenblick überlegend, spielt mit der Eisenbeinrücke seines Stocdes und schlendert den Weg zurück, den sie gekommen sind. Vor einem der schönsten Paläste der AndraßystraÙe macht er Halt und drückt den elektrischen Knopf. Der Portier öffnet und antwortet, daß die Herrschaften zu Hause sind. Und jetzt fühlt Gaston, der immer Gelassene, ein sonderbar prickelndes Gefühl, das auffallend einem Bittern gleicht und seine Knie unsicher macht. Er möchte sein Gesicht in die seidnen Falten eines gewissen Frauenkleides pressen und stammeln: Liebe Gute! Liebe! . . .

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als James, wie jeden Abend, bei Sacher eintrat. Er hatte trotz der milden Jahreszeit den Kragen bis an die Ohren gezogen. Kurz nach ihm kam Gaston. Sein Gesicht sah erhitzt aus. Er bestellte Sekt und wusch den Augen des Freundes aus. Als dann zuletzt Claude erschien, flogen ihm vier forschende Blicke entgegen. Er machte eine Miene wie ein geprägelter Schuljunge und ließ sich einen Wrog brauen. Sie beganmen,

von der Hundeausstellung zu sprechen, auf der Gastons Pointer den ersten Preis erzielt hatte. Dann zog James mit ironisch-wehmüthigem Gesicht zwei Eintrittskarten für die Gala-Vorstellung des Circus Busch hervor, die heute stattgefunden hatte. Als er sie bestellte, hatte er ja keine Ahnung gehabt, daß er den heutigen Abend hier verbringen würde . . .

„Ist Dein Grog gut?“

Claude stellte das geleerte Glas auf den Tisch. „Er erwidert wenigstens . . .“

„Weißt Du, daß Harpener gefallen sind?“

„Ach was, laß mich mit Deinen Aktien zufrieden!“

Gaston gab dem Kellner einen Wink. Die Karten wurden gebracht.

„Wollen wir?“

„Ich nicht“, murzte Claude.

„Ich auch nicht.“

„Du auch nicht? Dann . . . Soll ich Euch vielleicht Weissagen? Ich kann nämlich aus Karten lesen! Eine schöne Hege hats mich gelehrt.“

James, der schon einige Flaschen Burgunder im Leib hatte, sah Gaston unter seinen schweren Vibern spöttisch an.

„Veg los! Aber unter der Bedingung, daß Du zuerst Dein eigenes Schicksal erkundest und uns offen mittheilst . . .“

Gaston verstand, mischte die glatten Kärtchen durcheinander und kniff die Augen zusammen.

„Hier werfe ich sie wahllos hin. Ich lese daraus Folgendes: Coeurdame ist allein daheim. Das heißt: Mama ist wegen Migräne auf ihr Zimmer gekannt. Coeurdame ruht in ihrem von Wohlgerüchen erfüllten, rosafarbenen Boudoir vor einem großen Spiegel, den schönen Leib von Spitzen und Musselin liebkost, und beobachtet sich. Ihre weiße Hand hält einen goldenen Stift, mit dem sie auf japanisches Wätpapier die Ereignisse des verfloffenen Tags niederschreibt. Alle Vorgänge ihres Innern, alle Empfindungen und Ueberraschungen, alle gestammelten Gebete seiner Liebe zu ihr sind auf dem Wätpapier geschickt skizzirt. An einer Stelle stehen fünf Gedankenstriche und ein Ausrufungszeichen. Coeurdame verbirgt nicht einmal die Blätter vor den Augen ihres Anbeters, der vergebens aus einem verschleierten Ton ihrer Stimme, einer dunkleren Färbung ihrer Wangen, einem schnelleren Senken ihres Auges die Wirkung der Stunden des vorangegangenen Tages zu lesen sucht, die Wirkung, die ihn vor ihr aufs Anie gezwungen hätte . . . Coeurdame ist von ihm solch bewundert worden. Nicht ein liebendes Mädchen, nur eine nach Sensationen dürstende Modedame war sie, als sie, statt die Freundin aufzusuchen, sich in dem artigen Schloßchen in Kuwinkel mit ihm traf. Jedenfalls hat sie ihn durch ihr Benehmen vor einem thörichten Schritt bewahrt; und er . . . dankt es ihr. Es lebe die Coeurdame!“

Gaston füllt hastig sein Glas mit Sekt, daß der silberne Schanm darüber hinwegströmt, und leert es in einem Zuge.

James streicht sich den dunklen, lockigen Bart und lächelt. Er will Etwas sagen, schweigt, mischt die Karten, legt sie vor sich hin und thut, als ob er aus ihnen läse. Dann zündet er sich eine Cigarette an.

„Sie ist verwirrend schön, diese Dame. Dunkel, gluthhängig, mit dem leichten

Goldton der Haut, der berauscht. Sie ist die verkörperte Schwärmerei, die Poesie, die Gnade, der Impuls, der plötzlich aus dunklen Untergründen herausschneidet, in die nur die Götlichen schauen können. Wenn sich ein solches Weib schenkt, so meint man, es müßten Flammen aus der Erde schlagen, es müßten Engel sie lernend umstehen, um Liebe von ihr abzulauschen. Hier der König, ihr Liebster. Nachdem sie ihn stolz und glücklich gemacht und er zu ihr eilt, um sie durch ihr Versprechen für immer an sich zu fesseln, findet er sie in Thränen aufgelöst, verwirrt, verzweifelt, geknickt, auf dem Knien. Und er, der meint, es sei Scham, Reue, beugt sich ganz hingerissen zu ihr nieder, um sie an seine Brust zu pressen. Da küßert sie ihn. Er wird wie ein Kind. Er ist nicht vor der Unschuld des Weibes, das in selbigem Nachempfinden das Gesicht an des Geliebten Brust bergen will, was sie ausschlagen macht; es ist . . . die Furcht vor dem Kinde. Diese Verschwenderin der fraglosen großen Liebe, diese Unschuldige . . .!

James wirft sich auslassend in den Stuhl zurück und schlägt auf den Tisch, daß die anwesenden Gäste erschreckt herüber blicken. Claude rafft die auseinander gestreuten Karten zusammen. Dann stützt er den Kopf in die Hand.

„Soll ich Eure Komödie nachsäßen? Im Grunde genommen, habt Ihr ja Recht. Alles nur Gaulelei . . .“ Er läßt die Karten durch die Hand gleiten. „Der dumme Bube da liebte eine wundervolle Dame. Sie war ganz Bretchen. Lange ließ sie sich Arm und Geleite antrogen, bevor sie nachgab. Dann . . .“

„Du hast zu viel von dem Zeug da getrunken. Wie kann man auch . . .!“ Gaston wendet die Blicke verlegen vom dem Freund ab, aus dessen Augen Thränen tropfen.

„Dann kam eine Mondscheinnacht und sie wurde sein. Und als er wieder erschien, um dankbar vor ihr auf die Knie zu sinken, fand er sie wortfarg, trocken, mit einem listigen Ausdruck in den Augen, den er noch nicht bei ihr bemerkt hatte. Und ihre zarte Hand spielte mit einem schmalen Blatt Papier, auf das sie ihre Wünsche notierte: kostbare Schmuckgegenstände, eine Reise nach Nizza, eine elegant ausgestattete Wohnung und so weiter. Als des armen Jungen ohnehin nicht besonders geistreiches Gesicht sich vollständig in eine Schafsheinzigkeit verwandelt hatte, lächelte sie eifrig und hielt eine kluge, offenbar schon lange vorbereitete Rede, aus der sogar drohende Anspielungen klangen . . . Er kann nicht anders — ob Ihr es auch verächtlich vom Manne findet —: er beweint das klägliche Ende seines Traumes . . .“

Eine leise, süße Stimme geht durch den Saal, schüchtern, sanft wie die Frage eines Vogels im Frühling: die Geige des Primas, der unhörbar mit seiner Truppe erschienen ist und sich hinten an einem Tische niedergelassen hat. Und es antwortet ihr jubelnd, brünstig.

Claude fährt sich über die Augen.

James füllt mit unsicherer Hand sein Weinglas.

Claude starrt vor sich hin. Dann murmelt er: „Wenn ich nur Eins wüßte! Ist eine gewisse Spezies des modernen Weibes unser Produkt? Dann verdienen wir nichts Besseres, als durch sie aus allen Himmeln unserer Illusion gestürzt zu werden . . .!“

Selbstanzeige.

Durch Kunst zum Leben. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig.

Unter dem Titel „Ein Volk von Genies“ wird im September ein neuer Band dieses Werkes erscheinen. Die Vorrede zu diesem Band mag hier die Stelle einer Selbstanzeige vertreten.

Das maßloseste aller Völker sind die Deutschen. Als Denker und Dichter erreichten sie den Höhepunkt der Weltflucht, als Krieger, Fabrikanten und Kaufleute überrufen sie plötzlich alle anderen Völker an Weltlichkeit. Daher ein allgemeines Staunen und die Frage durch die Länder geht: „Welches ist denn nun eigentlich das wahre Deutschland? Das weltabgewandte, träumerische, besitzlose, rein geistige oder das praktische, auf Erwerb, auf Geld und Güter bedachte? Wir verstehen diese Nation nicht mehr; ihr Westen und Heute ist ohne Zusammenhang. Was hat die abstrakte Sphäre der Schopenhauer, Kant, Hegel, die internationale der Goethe und Humboldt, die zauberische der Mozart, Beethoven, Wagner mit Kasernen, Flotten, Fabriken, mit teutonischem Patriotismus und einem an geistigen Freuden baren Leben zu schaffen? Diese Deutschen scheinen geboren zu sein, um zu beweisen, daß es nichts ist mit den Idealen, daß die große Mehrzahl der Philosophen und Religionstifter Recht hat mit der Behauptung, Ideale seien unerreichbar und, wenn erreichbar, dann gewiß nicht auf Erden, sondern in einer erträumten, auferirdischen Welt. Wenn ein Volk des reinen Idealismus fähig war, so waren es gewiß die Deutschen. Sie waren dem Himmelreich näher als Andere; je größer ihre Zahl wurde, desto ärmer an Besitz und Land wurden sie, je reicher ihr Geistesleben sich gestaltete, um so mehr lernten sie auf den materiellen Vortheil verzichten. Ihren Ueberfluß verschenkten sie an eine fremde Kirche, die sie in der Weltabgewandtheit unterrichtete und bestärkte. O wie wahrhaft christlich, die Lebensprobleme in Philosophie, Naturwissenschaft und Kunst für die gesammte Menschheit zu lösen, damit sie sich ausbreite, gedeihe, sich wohl einrichte in den fruchtbarsten Ländern, selbst aber mit einem Studierzimmer, mit einem nebligen, kleinen Land zufrieden zu sein und auch gar nichts zu dessen irdischer Herrlichkeit in Prunk und Pracht zu thun! Und nun sind sie geworden wie alle Anderen: engherzig und nur beschäftigt mit dem rohen Problem des gesunden, wohlhabenden Daseins. Ja, darin sind sie so gewaltig, daß sie uns zwingen, insgesammt den Traum von einer besseren Welt fahren zu lassen. Ein Jeder raube und raffe, was er nur irgend vermag.“

Wir Deutsche wissen wohl, daß man uns Unrecht thut, aber Niemand findet sich, der auszudrücken wüßte, was wir anstreben. Was wollt Ihr? sagt uns eine innere Stimme: müssen wir nicht leben, wohnen, essen, trinken, uns kleiden und vermehren, wenn wir der Menschheit fürderhin Dienste leisten sollen? Es ist nicht möglich, alle Anforderungen zugleich zu erfüllen. Genöthigt, für Millionen und aber Millionen Städte, Schulen, Kirchen, Dörfer, Wege, Straßen, Arbeitsstätten zu schaffen, gezwungen, unser gesamntes Wohnhaus, das Reich, im Geiste der Zeit praktisch umzubauen im Laufe weniger Jahrzehnte, war es

uns unmöglich, die Anforderungen anderer Nationen zu befriedigen. Wartet, bis wir den Arbeitstrod abgelegt haben, um dann im Gewande vornehmer Gesellschaft unter Euch zu erscheinen. Aber eine andere Stimme spricht in uns und fragt, woher wir denn später das Festgewand nehmen werden. Sollten nicht die Arbeit, der Fleiß, die Betriebsamkeit im Praktischen eben Das schaffen, was dem ganzen Lande Festlichkeit giebt? Es geht ein Geist der Kritik, der Prüfung, des Zweifels um, ob denn jemals aus Arbeit Schönheit, aus Noth Bornehmheit, aus Pragis ein Ideal werden könne. Muß ein Land häßlich werden, um in allen Stücken praktisch zu sein, und wird es nicht unpraktisch werden, sobald man sich ansieht, wieder der Schönheit Aufmerksamkeit zu schenken?

Wenn es gelänge, nachzuweisen, daß unser Volk, so lange es rein geistigen Genüssen um ihrer selbst willen huldigte, gar kein Ideal kultivirte und daß der Kultus roher Pragis das Unpraktischste, nämlich Lebensfeindlichste, ist, wenn man den Gedanken fassen könnte, daß es sehr wohl möglich ist, im Handeln, im thätigen Leben, die Phantasiegebilde thatenloser Ueberlegung festzuhalten, sie eingehen zu lassen in die That: würde nicht dann der Künstlerstand eine neue und ganz andere Stellung in der Welt gewinnen, würde nicht seine Aufgabe sowohl umgrenzt als neu bestimmt werden? Erstens würde man erkennen, daß alles geistige, besonders künstlerische Schaffen, so weit es in der Zeichensprache des Wortes, des Tones, der Farbe und des Marmors Ausdruck findet, noch nicht allein ausreicht, einer Nation den Charakter der Idealität zu geben, sondern daß Kunst nur eine Vorbereitung zum Leben oder eine beschränkte Stufe des Lebens ist. Zweitens aber würde Kunst, sollten ihre Schöpfungen — ich meine die Dichtungen eines Goethe, die Symphonien Beethovens, die Gemälde Böcklins — im praktischen Leben wirksam sein und theilnehmen können an den Motiven, an der Formulirung unserer Thaten, Kunst würde nicht mehr im Gegensatz zur Praxis stehen, die Ideale der Nation würden nicht an Wälder, Bilder und Musikinstrumente gebunden, sondern in keiner Lebenslage verlierbarer Theil unseres Wesens sein. Und eben diese Lebenslage, die wir als praktische Menschen gestalten, als Aerzte, Politiker, Kaufleute, Krieger, würde eine Form gewinnen, die den Schöpfungen der Künstler gleiche, ja, sie vielleicht weit überträfe; unsere Zwiegespräche würden sein wie eine Dichtung von Plato, unsere Versammlungen wie Dramen des Sophokles und wie Gemälde eines Mantegna. Mit einem Wort: das Verlorene Paradies kann nicht nur wiedergeträumt werden; eine ideal schöne Welt ist möglich. Gelänge es, Das nachzuweisen — und dazu bedarf es freilich mehr als dieses einen Buches —, so würde der in unseren Tagen als Trückerkaste bei Seite geschobene Künstlerstand, der Stand schöpferischer Visionäre, in seiner Unentbehrlichkeit für das Leben erkannt werden, man würde ihn an die Spitze des Volkes stellen und nichts thun, keinen Plan ausführen, keinen Arm rühren, nicht einmal den kleinen Finger, ohne sich an seine Werke zu wenden und die göttliche Stimme zu hören, die aus ihnen spricht. Aber auch die gegenwärtige Künstlergeneration würde selbst eine völlige innere Umwandlung erfahren; sie würde aufhören, Kunst um der Kunst willen zu treiben, und statt sich freiwillig in Einsamkeiten einzusperren, würde sie mit vollem Bewußtsein ihrer Würde dem Volke führend vorausgehen.

Eine neue Kunstlehre wird eine neue Lebenslehre sein müssen; und um-

gekehrt: eine neue Auffassung des Lebens wird wurzeln müssen in einer verjüngten Kunstlehre. In keinem Fall wird sich die Kunst auf eine Lehre stützen können, die rein abstrakt gleichsam außerweltliche Gesetze der Schönheit aufstellt. Will die Aesthetik wieder Forderungen stellen, so muß sie selbst als Künstlerin auftreten und das nackte Gerüst ihrer Grundsätze mit den Wirklichkeiten der anschaulichen Welt umkleiden; sie muß Baumeisterin sein, das ganze Weltall in Bausteine zerlegen, also auseinandernehmen, Alles von seiner Stelle rücken, alle alten Formen auflösen, um eine neue Welt aufzubauen, die von Thieren, Menschen, Pflanzen, von allen Herrlichkeiten der Erde belebte Räume aufweist. Die Aesthetik der Renzeit muß eine Anweisung sein, die Welt so zu sehen, wie sie niemals vorher gesehen wurde; denn wie darf sie eine neue Kunst fordern, wenn sie nicht gleichzeitig der bloßen Nachahmung älterer Kunst den Boden abgräbt und die Nachahmung der Natur unmöglich macht, indem sie vor den Augen des Nachahmers diese Natur auseinandernimmt und gänzlich anders ordnet? Ehe wir im täglichen Leben und schöpferisch erweisen, bedürfen wir einer schöpferischen Kunst; ehe wir eine schöpferische Kunst nur denken können, bedürfen wir einer schöpferischen Aesthetik. Das heißt: einer Lehre, die Welt so zu sehen, wie sie niemals vorher gesehen wurde.

In einer Zeit, die nur zwei Arten der Weltbetrachtung kennt, die historische und die naturalistische, in einer Zeit, die nur in Stilarten der Vergangenheit schafft oder in knechtischer Abhängigkeit von der Natur, ist es ein gefährliches Unternehmen, Bücher zu schreiben, in denen die Thatfachen der Vergangenheit und die der Gegenwart durcheinandergewirbelt werden, in der einzigen Absicht, neue Ideen auszudrücken. Das Unternehmen ist deshalb gefährlich, weil Niemand mehr Ideen in einem Werk sucht, sondern Alle sich auf einzelne Sätze stürzen und deren Wichtigkeit historisch und naturwissenschaftlich kritisiren. In einer neuen Kunstlehre aber wird jeder einzelne Satz, für sich genommen, unrichtig sein, wie jeder Pinselstrich eines Gemäldes unrichtig ist, es sei denn, daß er mit allen anderen Strichen zusammen als Erreger lebendiger Vorstellungen betrachtet wird, wozu Phantasie des Betrachters vornehmlich nöthig ist. Energetischer Bruch mit rein historischer Darstellung, mit Gegenwärtiges beschreibender Romanprosa, mit philosophischer Abstraktion durch gleichzeitige Anwendung dieser Arten der Denkweise wird der besondere Charakter einer Kunstlehre sein, die die Rechte des Genies gegen jede sachmännische Verkrüppelung vertheidigt, — eine Verkrüppelung, in der das eigentlich Geistige zu suchen der Deutsche sich gewöhnt hat. Eine neue Aesthetik muß schon durch die Art, wie sie mit den Wissensgebieten souverain verfährt, den ungeheuren Aufstand der genialen Geister gegen die Despotie sachmännischer Köpfe in Deutschland vorbereiten. Setzt das Genie an die Stelle des Fachmanns auf allen Gebieten, wird sie ausrufen, und jede Praxis wird ideal werden, jede Handlung Kunst. Da liegt der Punkt, in dem Alle angreifen müssen, die das Jammerthal der Erde in ein Paradies verwandeln wollen, das nur gedeiht, wenn Genien in ihm Gärtner sind.

Wenige wissen, was sie sagen mit der Forderung einer Volkskunst, einer Kunst, die jeden dem Volke Angehörigen zum Künstler macht in allen Handlungen des Lebens. Dazu ist noch mehr nöthig als Herrschaft einzelner Genies; dazu ist nöthig, daß jeder Einzelne Genie werde, also ein ganzes Volk von

genialen Menschen. Ein Volk durchweg fruchtbarer Menschen würde ideal und praktisch, schön und thätig zugleich sein. Das ist die Forderung dieses Buches. Ist sie unerfüllbar, so ist ein Kunstvoll unmöglich; ist sie erfüllbar, so kann das Leben in der Wirklichkeit zum Kunstwerk werden. Das Land, die Menschen, die Thiere, die Wälder werden schön sein, nicht nur die Gemälde und Statuen, denn alle Handlungen des Genies sind schön und schaffen Schönheit. Ist es nicht zu viel verlangt, daß in einem Garten jeder Baum kunstvolle Früchte trägt: warum soll es zu viel verlangt sein, daß jeder Mensch in seinen Werken kunstvoll und fruchtbar sei, daß also Genie nicht die Ausnahme, sondern die Norm werde? Der normale Mensch ist Genie, ein Mensch ohne Genie ist unnormal wie ein Apfelbaum ohne Äpfel. Nie gab es eine große Kulturperiode, ohne daß ein ganzes Volk diese Forderung erfüllte, wie es Athen und Florenz thaten.

Der Inhalt dieses ersten Bandes meines Werkes läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Geistige Fruchtbarkeit ist niemals dem isolirten Geiste möglich, sondern Folge von Seelenderbindung, wie leibliche Fruchtbarkeit Folge leiblicher Verbindung ist. Seeleneinigung setzt Liebe voraus und diese wiederum Erkennbarkeit einer Seele für die andere durch Schönheit der Leiber. Die Schönheit wird geschaffen nach dem Vorbilde der Kunst. Nur schöne Völker können fruchtbare Verbindungen mit anderen Völkern eingehen, nur solche Völker sind genial, in denen der Geist Aller ein Gemeingut Aller ist. Das deutsche Volk als ein Volk von Fachleuten wird durchweg genial sein, sobald jeder Einzelne jedem Anderen das Werk seines Faches durch Schönheit verständlich macht, so daß Alle miterleben, was in anderen Fächern geleistet wird, also Alle Glieder eines Leibes sind, dessen Geist ihnen gemeinjam ist. Kunst soll die Einigung des europäischen Geistes herbeiführen. Das heißt: Europa fruchtbar machen. Das heißt: den schöpferischen Geist in ihm auferstehen lassen, damit er in die Völker ringsum eingehe, sie und das Land im Sinne der Schönheit forme. Das wäre die Vollendung des Christenthumes. Der geniale Mensch ist Christ, freilich nicht im Sinne der Kirche. Menschen ohne Genie sind Feinde Christi. Mit welchen Völkern wird Deutschland sich durch Kunst geistig und leiblich verbinden? Welches ist das deutsche Weltreich? Eine wirksame Kunstlehre darf nicht ins Vere gebildet werden; sie muß der Kunst die Aufgaben zuweisen, die ihr nach dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft und des Völkerlebens zukommen, wenn anders sie an diesem Leben ihren Theil haben soll. Auch ist es unmöglich, zu entscheiden, um welche älteren Künste sich der deutsche Künstler bemühen soll, wenn er nicht weiß, mit welchen Völkern Deutschland Fühlung suchen muß. Er wird die Kunstsprache der Nationen sich aneignen, deren Wortsprache man unbedingt sich bemächtigen zu müssen glaubte. Davon redet eingehender der sechste Band meines Werkes „Gefech, Freiheit, Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens“, den ich zuerst veröffentlichte, um der zunehmenden Einseitigkeit deutscher Künstler vorzubeugen.

Wenn ich von einem Volk von Genies rede, so meine ich weder ein Volk der Vergangenheit noch unsere fünfzigmillionen Deutsche, sondern ein Volk der Zukunft, dessen Umfang unbekannt ist, dessen Material vornehmlich die Deutschen, aber auch anderen Rassen Angehörige abgeben werden, jedenfalls ein Volk, für das die heutigen Staatsgrenzen und Rassenunterschiede keine Miltigkeit mehr haben. Man wird aufhören, sich den Kopf über den Zustand der leib-

lich Arbeitenden zu zerbrechen, denn Die sorgen für sich von selbst aufs Beste. Auch die Nothlage der breiten Masse geistig Arbeitender ist von untergeordneter Bedeutung, denn sie wissen sich Rath zu schaffen und leben auf, sobald ein schöpferischer Geist ein neues Kunstwerk, Musikstück, Gedicht oder philosophisches System ihnen zur Zergliederung und Ausnützung vorgelegt hat. Das Schicksal der fruchtbareren Menschen, nicht das hilflose Mitgefühl mit Massen, die zur Fruchtbarkeit eben allein durch jene Menschen und durch sonst nichts auf der Welt, nicht durch Geld, nicht durch Gesetze, Institutionen, Agitationen, erhoben werden können: das Schicksal des Genies ist die oberste soziale Frage des kommenden Jahrhunderts. Hebt die Genies und Ihr habt die Massen gehoben und eben so Kunst, Wissenschaft, Ethik, Religion verjüngt und zur Herrschaft über das Leben Aller gebracht. Jeder andere Versuch, die Nothe in Politik, Kunst, Wissenschaft, Religion zu beseitigen, wird Herumschleierei bleiben, wenn man nicht das Leben da, wo man es findet, nämlich in den wirklich Lebendigen, pflegt, statt es aus den toten Massen gewaltsam zu stampfen. Ein einziger Baum mit Früchten kann einen ganzen Acker mit Reimen versehen, was der Pflug, so oft er auch hin und her geht, nicht erreicht.

Nicht der Versuch, ererbte Vorrechte Einzelner gesetzlich zu verborstabiren und die Ansehnlichkeit Weniger durch brutalen Kampf ums Dasein zu befördern, die Wertherstimmung der Einsamen des Geistes populär zu machen und den Massen einzuimpfen, also nicht napoleonische Gesetze des Staates, nicht Darwins Entwicklungsprinzip, nicht Nießsches Flucht der freien Geister aus dem Volksganzen: nicht all Das bringt ein Volk adeliger Menschen hervor, sondern die Liebe der ganzen Nation zu den Auserlesenen, deren Schöpfungen in Kunst, Wissenschaft, Literatur, Religion, Politik der Nation Lebensgesetze vorschreiben, in denen sich ein neues Volk allmählich so zusammensuchen kann, daß es als Leib mit Haupt und Gliedern, als eine große typische Gestalt sichtbar wird im Rahmen der Weltgeschichte, einsam, auserlesen, bis es, ein Gesetzgeber der Völker ringsum, wieder hinschmilzt in der Masse, die sich seinen Gesetzen willig unterwirft, weil sie in ihnen zu reinem Leben sich erhoben fühlt. Stets gab es in den Epochen der Geschichte ein Volk, das für die Völker der ganzen Erde die Funktionen des schöpferischen Geistes übernahm; und, verglichen mit der Umgebung, war jedes seiner Mitglieder Genie.

In der praktischen Förderung des Genies wird unsere Generation den Punkt finden, in dem der Hebel Aller ansetzen muß, die unsere alte Welt aus den Angeln heben wollen, um eine neue an ihre Stelle zu setzen; denn ohne das Genie müht sich der König, der Priester, der Agitator, der Wohlthäter vergebens; sie kommandiren, predigen, stiften ihre Reichthümer ins Leere, Das heißt: in die Kirche, Universität, Akademie und deren Anhang. Das Genie wird erkannt nach dem Vorbilde der Kunst, — nicht der gegenwärtigen freilich, sondern der Kunst, die ich fordere.

München.

Lothar von Kunowski.



Landaus.

Das — während ich schreibe — letzte Opfer des Börsenkraus, das Haus Jakob Landau Nachfolger in Breslau, erregt aus den verschiedensten Gründen allgemeines Interesse. Der eine Inhaber, der Generalkonsul Eugen Landau, war in der Welt, wo die selben Menschen an verschiedenen Orten zu verschiedener Zeit einander treffen, um die selben Speisen in der selben Reihenfolge bei der selben Konversation sich hinunterzulangenweilen, eine der bekanntesten Persönlichkeiten; und das Haus gehörte, als es noch nicht mit dem etwas herabwürdigenden Zusatz „Nachfolger“ firmierte, zu den ersten Bankgeschäften Deutschlands.

Der alte Jakob Landau gründete seine Firma 1849 in Breslau. Der Ort und Zeit sich vor Augen hält, wird unwillkürlich an die Kleinbürgerlichen Idealgestalten aus Freytags „Soll und Haben“ erinnert. Die Schmeie Tinkles und Genossen lebten damals noch in naiver Ursprünglichkeit. Und der im Polnischen häufig als jüdische Familienbezeichnung vorkommende Name Landau erinnert daran, daß die Landaus nicht immer die stolzen Bankherren waren, als die ihre zweite Generation im Centrum der deutschen Kultur bewundert wurde. Der alte Landau war seines Zeichens Pferdehändler. Er galt schon damals bei Allen, die ihn näher kannten, als ein geschickter, ja, als ein ganz ungewöhnlich intelligenter Mensch, der sich — was bei einem Pferdehändler bekanntlich nicht gerade oft vorkommt — sogar den Ruf großer Solidität erworben hatte. Er erfreute sich nicht geringer „Beziehungen“: zu seiner Bekanntschaft zählte ein großer Theil des schlesischen Magnatenhums, das an der Ausbeutung fremder Landarbeiter eben so viel verdient wie an dem Mehrwerth, den unter Tage ihm der schlesische Bergmann erarbeitet. Der Herzog von Ratibor, der jetzige Fürst von Hagsfeld-Trachenberg, der Herzog von Ujest, die Grafen Fendel von Donnersmark: sie Alle benutzten ihn bei kaufmännischen Transaktionen als Unterhändler. Und als Jakob Landau vom Pferdehandel sich zum Cigartengeschäft wandte, da hatte er schon eine hübsche Kundschaft beisammen, die ihm bald auch erlaubte, mit seinem sicher angelegten Vermögen und guter Gewinnchance ein Bankgeschäft zu gründen. Das Geschäft blühte und gedieh denn auch. An der Breslauer Börse wurde der alte Landau rasch eine angesehenere Persönlichkeit und die Firma, die er mit seinem Schwager Wilhelm Lebermann zusammen leitete, galt bald als eine der Hauptstützen der damals noch mächtigen schlesischen Provinzialbörse.

Die Gründerjahre zogen Jakob Landau nach Berlin. Den äußeren Anlaß dazu bot ein großer Auftrag: sein Geschäftsfreund Graf Hugo Fendel von Donnersmark übertrug ihm den Verkauf der Laurahütte. Landau bot das Projekt Bleichroeder an und Berzon und Jakob gründeten gemeinsam die Vereinigte Königs- und Laurahütte. Die Gründung brachte dem ohnehin schon recht vermögenden Mann einen ansehnlichen Zuwachs an Kapital. So konnte er denn die Gründerjahre in Berlin nach Herzenslust ausnützen. Und wirklich kam er auch hier, schon wegen seiner Freundschaft mit Bleichroeder, bald ins Vordertreffen. Seine Unternehmungen wuchsen und warfen so viel ab, daß selbst die Krise, die auf die tolle Agiozeit folgte, ihm nichts mehr anhaben konnte. Wiederum in Gemeinschaft mit Bleichroeder hat er noch die Deutsche Reichs- und Continental-Eisenbahnbau-Gesellschaft mit zehn Millionen Thalern geschaffen. Diese Grün-

bung besorgte den Geburthelfern reichlichen Verdienst, dem Publikum aber wenig Freude, da die Aktien von 162 auf 12½ Prozent fielen. Trotzdem galt Jakob Landau als einer der gewissenhaftesten unter den Berliner Bankiers; nie wurde von ihm, der nach dem Austritt Ledermanns die Firmen in Breslau und Berlin allein weiterführte, behauptet, er habe sich grober Unredlichkeiten schuldig gemacht. Seine Schulbildung war im höchsten Grade mangelhaft; dennoch hielt er sich auch gesellschaftlich auf der — nicht allzu hohen — Höhe seiner neuen Standesgenossen; und als er, der inzwischen Geheimrer Kommerzienrath geworden war, starb, gab es eine Menge aufrichtig Trauernder, namentlich unter den Armen Berlins, die er stets reichlich bedacht hatte. Der alte Landau war der Typus eines Bankiers aus der Zeit, da die Geldleute selbst im militärischen Preußen noch eine in gewissem Sinn bevorzugte Stellung hatten.

Er hinterließ drei Söhne. Der Älteste, der coburgische Freiherr Wilhelm von Landau, schlug aus der Art. Ein Idealist. Das kommt unter den Söhnen jüdischer Bankiers so häufig vor, daß man fast schon von einer typischen Erscheinung reden kann. Dieser Freiherr lebt naturwissenschaftlichen Forschungen. Das Geschäft des Vaters führten die beiden anderen Söhne weiter: der Kommerzienrath Hugo und der spanische Generalkonsul Eugen Landau. In ihnen haben die im Wesen des Vaters vereinten Charakterzüge sich gespalten. Hugo Landau ist ein verschlossener, ernster Mensch, eher etwas zu schüchtern als zu dreist; er hat vom Vater die strenge Solidität und Vorsicht geerbt. Eugen Landau dagegen ist ein temperamentvoller, waghalsiger Finanzmann von hoher Intelligenz und einer Behendheit, die ihn zum Gründer geradezu vorausbestimmt erscheinen ließ. Die traditionelle Gründerthätigkeit des Hauses paßte sich unter seiner Oberleitung auch sofort schmiegsam den vergrößerten modernen Verhältnissen an. Gründung folgte auf Gründung. Und die Macht des Hauses Landau wuchs ins Grenzlose. Um Eugen schaarte sich eine angesehene Finanzgruppe. Von Breslau her bestanden noch intime Beziehungen zwischen der Firma und der Breslauer Diskontobank. Und in Berlin hatten sich die Landaus für ihre Zwecke die Nationalbank für Deutschland errichtet. Nun begnügten sie sich nicht mehr mit der Gründung von Aktiengesellschaften; sie übernahmen auch die Anleihen fremder Staaten. Aber schließlich waren sie doch nur Götter zweiten Ranges in der Finanzwelt; und wenn sie nicht, wie alle Mitglieder der Hochfinanz, an der Uebernahme deutscher Anleihen betheiliget wurden, mußten sie sich auf die Emission von Staatsanleihen und bulgarischen Staatsrenten beschränken. Als sie höher hinaus wollten und dadurch den alten, eingeseffenen Geschlechtern der Berliner Hochfinanz unbehagen wurden, trat eine Abkühlung ein und eines schlimmen Tages führten rumanische Unterhandlungen zu einem offenen Bruch mit Bleichroder. Die Nationalbank war eines nicht schöneren Tages vor die Nothwendigkeit einer Sanirung gestellt und die Landaus, die in diesem Institut mit Recht eine der Hauptstützen ihrer Kraft sahen, setzten Alles daran, um die Reorganisation durchzuführen. Als sie gelungen war, wurde auch dieses Institut kühler gegen Landaus. Das ließ sich ertragen, so lange die Verhältnisse, namentlich am Anfang der neunziger Jahre, umfangreiche neue Gründungen nicht mehr gestatteten. Als aber die Symptome einer neuen Gründungsära sichtbar wurden, war es nöthig, dem widerstrebigen ein willfährigeres Institut an die Seite zu

stellen; so holte man denn die Diskontobank aus Breslau herüber: sie sollte künftig der Speicher für neue Gründungen des Hauses Landau sein.

Die Breslauer Diskontobank, an deren Spitze der noch sehr junge Stiefsohn Eugens Landau, Kurt Sobersheim, und der gewandte Spekulant Ernst Friedländer gestellt wurden, stand völlig im landau'schen Dienst. Jetzt folgten die Gründungen einander fast ohne Pause. Für das moderne Gründungswesen, von dem ich auf diesen Blättern schon häufig gesprochen habe, hatten die Landaus die feinste Witterung. Die Gründungen der letzten Jahre waren nur sogenannte „Kuddelmuddelgesellschaften“. Zu Vordergrund stand die Aktiengesellschaft für Montanindustrie; dann kam die Bank für Branindustrie; und im Weichbilde dieser Gesellschaften wurden die Werthe in der bekannten Manier hin- und hergeschoben. Neue Gründungen wurden eingeschachtelt und als Vorwand für die Ausgabe neuer Aktien und Obligationen der alten Gesellschaft benutzt. Das Schlagwort von der Industrialisirung des Ostens führte zur Gründung der Ostbank für Handel und Gewerbe. Aber man unterließ auch andere Bankgründungen nicht; alle Provinzen wurden beglückt; das ganze Deutschland sollte es sein. So entstand die Bayerische Bank und erst neuerdings noch die Sächsische Handelsbank, die inzwischen schon wieder liquidirt hat.

Diese Banken — vor Allem die zuletzt angeführten — hingen sämmtlich aufs Engste zusammen. Eine Bank mußte immer für die andere ihre Accepte hergeben. Jede der Banken und Trustgesellschaften schloß in einem anderen Monat ihr Geschäftsjahr: so blieben alle Schiebungen der Oeffentlichkeit verborgen, weil sie stets geschickt bei der Bank konzentriert werden konnten, die erst in kommenden Monaten der Oeffentlichkeit Rechenschaft abzulegen hatte. Das Alles war ungemein schlau arrangirt.

Eine der unangenehmsten und verhängnißvollsten Gründungen war die der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Gesellschaft, deren Tochtergesellschaften, wie die Allgemeine Lokal- und Straßenbahn-Aktiengesellschaft und die Schlesische Kleinbahn-Aktiengesellschaft, wieder nichts als Trusts von erheblichem Umfange sind. An jeder neu gegründeten Straßenbahn verdienten erst die Gründer tüchtig und dann wurde sie zu hohen Preisen an diese Gesellschaften abgeschoben. Auch diese Kleinbahngründungen aber mußten in dem Augenblick zu Grunde gehen, wo die veränderten Verhältnisse die ungehinderte Emission von neuen Aktien und Obligationen nicht mehr gestatteten und das Geld zur Einlösung der Obligationencoupons nicht mehr so bequem zu beschaffen war wie in den fetten Jahren.

Als vor einigen Jahren das Gründungsgeschäft nicht mehr recht gehen wollte, beschloffen die Landaus, ihre Firma in Berlin zu liquidiren. Die Nationalbank erhobte ihr Kapital, um von den Geschäften der Landaus die Gewinn verheißenden übernehmen zu können. Allgemein hieß es damals, Landaus hätten ein gutes Geschäft gemacht; und da man ihnen überhaupt die Fähigkeit zugetraut hatte, die Aktien der von ihnen gegründeten Gesellschaften möglichst schnell auf andere Schultern abzuladen, so glaubte man, von dem inzwischen eingetretenen Ausrückgang könnten die Matadore nicht mehr allzu empfindlich berührt werden. Das war ein Irrthum. Und darin liegt die Sensation des Falles Landau: daß eine Firma, die man, obwohl man die Art ihrer Geschäfte längst kannte, für kapitalfest und über jeden Zweifel erhaben hielt, plötzlich vis-à-vis de rien steht.

Vandans hatten eben viel mehr eigene Werthe, als man anzunehmen gewagt hatte, noch auf Lager. Jedes Fallen der Kurse verschlechterte also ihre Vermögensverhältnisse, die wohl schon nicht mehr übermäßig glänzend waren, als der Generalkonsul Vandau für seinen Stiefsohn, den Direktor der Breslauer Diskontobank, eine Spekulationsschuld in beträchtlicher Höhe bezahlen mußte. Reich ist er dadurch jedenfalls nicht geworden.

Aus den eigenthümlichen Begleitumständen des Falles Vandau hat man folgern zu dürfen geglaubt, die haute finances habe ihre innere Feindschaft gegen die Vandaus jetzt dadurch bethätigt, daß sie ihnen nicht, wie manchen anderen Firmen, Unterstützung lieh. Eine solche Folgerung ist ganz unsinnig; unsere großen Finanzherren sind viel zu schlau, um sich darüber zu täuschen, daß der Fall Vandau geeignet ist, das ohnehin gefährliche Mißtrauen in noch weitere Kreise zu tragen. Bei Vandaus handelt sich hauptsächlich um die Möglichkeit, die großen entwertheten Effektenbestände eine Weile zu halten; denn nach menschlicher Voraussicht wird schon in wenigen Jahren das im Grunde seines Herzens recht dumme Publikum zu viel höheren Kursen begierig die Werthe aufnehmen, die es heute — mit Recht — zu den niedrigen Kursen verschmäht. Die Hilfe aber, die hier nöthig und allein wirksam wäre, kann, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, unsere haute finances nicht mehr leisten. Schließlich können die paar großen Banken doch nicht auf alle faulen Werthe Vorschüsse geben; sie würden sich sonst in nahezu frevelhafter Weise festlegen. Sie haben auf diesem heiklen Gebiet wahrlich schon mehr als genug gethan. In der Finanzwelt gilt eben auch das Wort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“. Dem, der zuerst Pleite macht, wird geholfen. Die Späteren brauchen gar nicht schlechter zu sein als die ersten Opfer: die Möglichkeit, ihnen zu helfen, ist eben nicht mehr vorhanden. Dem Generalkonsul Eugen Vandau war diese Erfahrung natürlich sehr unangenehm, weil sie ihn zwang, die Hilfe von Verwandten anzurufen, die, wie zum Beispiel sein Onkel, der Kommerzienrath Ledermann, nicht gern Etwas um Gottes willen thun. Diese zärtlichen Verwandten übernahmen möglichst billig die gesammelten Effekten und raubten dem armen Ritter Eugen so die nicht zu unterschätzende Hoffnung auf künftige Dummheiten seiner Mitbürger.

Vandaus Schicksal ist nicht ohne eine gewisse Tragik; oder Tragikomik? Am Sonnenglanz seines höchsten Ruhmes drängten sich um den Generalkonsul, den Ritter hoher Orden und preussischen Rittmeister der Landwehr-Kavallerie ganze Schaaren von Schmeichlern. Herr Eugen hatte ein gutes Herz und eine offene Hand und es war nicht nur Klugheit, die ihn eine Menge seiner Kreaturen in gut bezahlte Posten befördern ließ. Jetzt sind sie die Ersten, die sich von der gefallenen Größe abwenden. Auch der letzte Versuch, die Nationalbank, die einzig noch von entschwundener Pracht zeugende Säule, in die frühere Abhängigkeit zu bringen, scheiterte nach einem harten Kampf und erregten Szenen. Und nun gab es für die Firma keinen Halt mehr. Sie verschwand in die gähnende Tiefe, die sich unter dem Mamonstempel düster aufthut; da ruhen die gestern noch so Stolzen jetzt neben anderen auf dem glatten Boden der Wüstenfüße Gefürzten. Das ist die menschliche Seite des Falles. Und die Moral der Geschichte? Was die Väter in Jahren mühevollen Ringens häuften, streuen die leichtherzigeren Söhne mit kaum noch bedächtiger Schnelle in alle Winde. Und was der große

Kapitalist erwart, Das muß er, wenn die Stunde schlägt, an den größeren abgeben, dem dann etwas später endlich der Würste lächelnd den Garaus macht. (Plutus.)*)

*) Das Bild, das Plutus von Jakob Vandau, dem Senior des Hauses, entwirft, muß überraschen, weil es mit anderen Portraits dieses Herrn kaum in einem Zuge übereinstimmt. In sehr weiten Kreisen Schlesiens galt Jakob als beinahe schon ungewöhnlich struppeloser Pferdehändler und Geldbarleier. Dieser Ruf war so allgemein verbreitet, daß, als Jakob Vandau, ungefähr gleichzeitig mit einem in Roulette- und Baccaratkünsten sehr erfahrenen Herrn Schneider, für sich und die Seinen den unter des Schützenherzogs Szepter billig zu habenden koburgischen Freiherrntitel erwarb, an der Börse der Wig gemacht wurde, Schneider sei spielend, Vandau aber mit Hängen und Würgen Freiherr geworden. In Preußen durften Vandaus den Titel nicht führen; in der marienbader Kurliste aber prangte alljährlich Rosalie Baronin von Vandau. Und der jetzt am Meisten genannte Sohn Eugen ließ sich, in Ermangelung klangvollerer Titel, mit Vorliebe Herr Lieutenant und später Herr Rittmeister nennen und versäumte nie, an nationalen Festtagen in Uniform durch die Linden zu gehen. Auch, daß der alte Vandau sich gesellschaftlich einigermaßen zurechtgefunden habe, werden Viele staunend vernehmen; er ist, mit seiner unausrottbaren Neigung, Fremdwörter zu verstümmeln und falsch anzuwenden, Lagunen mit Latrinen, Genitalien mit Initialen zu verwechseln, im Anekdotenreich fast ja so berühmt geworden wie sein schlesischer Landsmann Schottländer. In schlesischen Blättern — wo er als Schandau, sein Schwager Ledermann als Juchtermann zu stehenden Figuren geworden waren — wurden ihm die ärgsten Beitel Big-Thaten und die albernsten Progenstreiche eines bourgeois gentilhomme nachgezählt. Für seine Kinder hat er freilich gut gesorgt; die drei Töchter wurden in die pariser, die Kölner und die bayerische Finanz „hineinverheirathet“. Der zweiten Tochter fand er sogar einen Schwiegervater, der einen eben so schönen koburgischen Adelsbrief und einen eben so hohen Anekdotenruhm hatte wie Jakob selbst. Diesem Herrn von Kaufmann-Weser, der in der ersten Zeit des Grünbertrachs — natürlich ganz zufällig — im Rhein erkrankt, wurde nachgewigelt: Schade, daß Kaufmann die Meiteprozesse gegen Fürsten und Grafen nicht mehr erlebt hat; er hätte sich sehr geehrt gefühlt, in so vornehme Gesellschaft zugelassen zu sein . . . Es muß hart für Spaniens Generalkonsul sein, daß er, der so Viele janirt hat, vom philosophischen Spekulanten Lazarus über Frey Friedmann bis zu Kurt Sobernheim herab, für den er lächelnd noch im vorigen Winter 800000 Mark bezahlen konnte, nun selbst erfolglos an eines Sanatoriums Thür pochen mußte. Aber er hatte wirklich ein Bischen zu viel gegründet; und Wohlthätigkeit und Philosemitismus nach dem berichtigten Muster des Türkenhirsch führen nicht alle Sünden. Der Kluge, in viele Sättel gerechte Kavallerist wird bald einsehen lernen, daß auch fern von der Bohstraße das Leben noch Reize hat. Und er wird nicht lange allein out in the cold bleiben. Wir stehen erst am Anfang des Krachs. Schon gehört Insolvenz zum guten Ton; die allerliebtesten Künste werden angewandt, um Gläubiger zu pressen, und die Nobber selbst räumen einander am Seeftraude zu, nur die Straßenbahnschaffner seien heutzutage noch zu beneiden, weil sie wenigstens sicher seien, abends ihr Depot zu finden. Aber es kommt noch besser; und Herr Eugen Vandau braucht nicht zu fürchten, die ihm ergebene Presse könne lange genöthigt sein, sich an seiner, als des zuletzt Gefallenen, Wahre im Schweigen zu üben.